

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:
„Unsere Sendung verlangt
vollkommene Treue“ *Schluss*

275

Prof. Dr. Hubert Gindert:
„Stark im Kampf am Tag des Herrn“
Das geistliche Erbe von Erzbischof Dyba

279

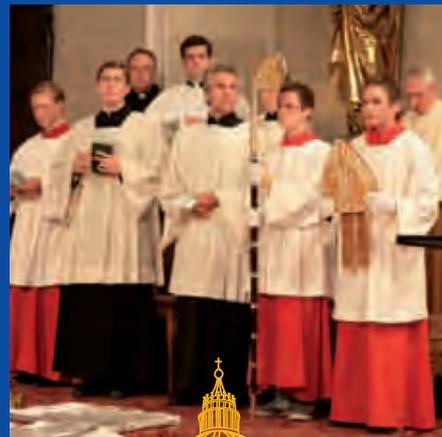
Prälat Dr. Wilhelm Imkamp:
Ist Jesus politikverdrossen?

285

Katholisches Wort in die Zeit

40. Jahr Oktober 2009

**„Freude am Glauben“
Mit einer starken Kirche
die Gesellschaft erneuern**



Forum Deutscher Katholiken

INHALT

Papst Benedikt XVI.:
„Unsere Sendung verlangt vollkommene Treue“ *Schluss* 275

Prof. Dr. Hubert Gindert:
„Stark im Kampf am Tag des Herrn“
Erinnerung an das geistliche Erbe
von Erzbischof Dyba 279

„Alles aus Liebe zu Gott“
Am 4. Oktober wird Bruder Eustachius
Kugler OH in Regensburg
seliggesprochen 282

Prälat Dr. Wilhelm Imkamp:
Ist Jesus politikverdrossen? 285

Raymund Fobes:
Eine bekennende, betende und frohe
Kirche auf dem Weg zur Erneuerung
der Gesellschaft 286

Nathanael Liminski:
Bei Wind und Regen 292

P. Canisius Friedrich OP:
Seelsorge in dünner Luft 294

Jürgen Liminski:
Zurück in die Barbarei 295

Auf dem Prüfstand 299

Zeit im Spektrum 300

Bücher 301

Leserbriefe 302

Veranstaltungen 302

Impressum „Der Fels“ Oktober 2009 Seite 302
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Forum Deutscher Katholiken
Freude am Glauben, Fotos: Renate Gindert

Fotos: 275, 276, 277, 279 Archiv Pater Hermes; 276, 284 Schauber/Schindler: Heilige und Namenspatrone; 282 Bischöfl. Ordin. Regensburg, Abt. Selig- und Heiligensprechungen; 280, 286, 287, 288, 289, 290 291, 293 Renate Gindert, 292 WJT; 294 P. Friedrich OP; 296, 297 Liminski;

Quelle S. 304: Athanas Recheis in Martyrologium „Zeugen für Christus“ II, 2006, Seite 726-729.

Liebe Leser,

Wer nach Urlaub und Ferien mit neuem Schwung in die Normalität seiner Berufung zurückgekehrt ist, sollte sich nicht einflüster lassen: Mach dir keine Illusionen. Das Leben geht seinen gewohnten Trott. Es ändert sich nichts.

Die kleinen und großen Helden des Alltags beweisen das Gegenteil: Pfarrer, die mehrere Gemeinden betreuen und keine Bürostunden kennen, Mütter, die ihre kleinen Kinder selber aufziehen, obwohl sie sich deshalb finanziell einschränken müssen.

Wer seinen Lebensstil ändern will, sieht sich mit mächtigen Einwänden konfrontiert: Es gibt keine Vorbilder mehr! Wer kennt sie nicht, Manager, die sich maßlos bereichern, Politiker, die über Dienstwagen- und andere Affären stolpern, Spitzensportler, die wegen Drogenmissbrauchs entzaubert werden.

Als die Schlacht von Waterloo für die Franzosen aussichtslos geworden war und Wellington die französische Eliteeinheit zur Kapitulation aufforderte, erwiderte General Pierre Cambronne: „Die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht“. Eine Haltung, die Bewunderung hervorgerufen hat und zum geflügelten Wort geworden ist. Die Kirche hat mehr zu bieten. Im vorigen Jahrhundert haben 20 Millionen ihr Leben für Christus hingegeben, weil sie das Knie nicht vor den Götzen ihrer Zeit und dem Mainstream gebeugt haben.

Uns fehlt heute die Orientierung, lautet ein anderer Einwand. Stimmt nicht! Es mag für weite Bereiche in Medien, Film und Theater zutreffen. Papst Benedikt XVI hat mit seinem Schreiben „Caritas in Veritate – Liebe in der Wahrheit“ Wege aufgezeigt, wie die moralische Krise, die der Finanz- und Wirtschaftskrise zugrunde liegt, überwunden werden kann. Es geht dem Papst vor allem um die ganzheitliche Entwicklung des Menschen. „Fortschrittliches Denken“ wurde Benedikt XVI. aus Kreisen hochrangiger Fachleute bescheinigt.

Am 19.06. hat Papst Benedikt den Brief „Unsere Sendung verlangt vollkommene Treue“ an die Priester mit der Aufforderung zu einer geistlichen Erneuerung gerichtet. Wenn die Priester dieses Anliegen aufgreifen, wird auch eine religiöse Erneuerung in den Pfarrgemeinden stattfinden.

Der Widersacher hat noch einen Einwand parat: Was kannst du schon mit deinen geringen Fähigkeiten in dieser Welt ausrichten? Vor der gleichen Frage standen auch einmal Benedikt, Franz von Assisi, Ignatius von Loyola, Theresa von Kalkutta usw. In der Zeit Ludwig XIV. gab es den Kanzelredner Bossuet. Er war berühmt wegen seiner Rhetorik. Die Menschen bewunderten ihn wegen seiner geschliffenen Sprache. Wie weit er die Herzen der Zuhörer und ihre Bekehrung erreicht hat, ist wenig bekannt. Der Pfarrer von Ars, Jean Marie Vianney, war in jeder Weise unscheinbar. Er hatte kein rhetorisches Talent. Aber er hat nicht nur seine Pfarrgemeinde zum Glauben zurückgeführt, sondern darüber hinaus Hunderttausende aus ganz Frankreich.

Wer trotz aller Einwände bereit ist, das Abenteuer seiner Berufung mit Gott zu gehen und seinen Lebensstil zu ändern, sollte nicht erwarten, dass ihm viele sogleich begeistert folgen. Das kann auch eine einsame Wüstenwanderung sein. Wir sind gut beraten, nicht allein auf die eigene Kraft zu setzen. In einem Fürbittgebet an den seligen Kaiser Karl kommt das so zum Ausdruck: „Wir bitten Dich, tritt bei Gott für uns ein und erlebe uns Vertrauen und Mut, damit wir selbst in menschlich aussichtslosen Situationen nicht verzagen, sondern gläubig den Weg Christi gehen.“



Mit den besten Wünschen aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

„Unsere Sendung verlangt vollkommene Treue“

Schluss

Papst Benedikt XVI. hat in seinem Brief an „die Mitbrüder im priesterlichen Dienst“ vom 19. Juni 2009 ein „Jahr der Priester“ ausgerufen. In seinem Schreiben erläutert der Papst worum es ihm dabei geht: Dieses Jahr soll „dazu beitragen, das Engagement einer inneren Erneuerung aller Priester für ein noch stärkeres und wirksameres Zeugnis für das Evangelium in der Welt von heute zu fördern“. Der Hl. Vater stellt darin das beispielhafte Wirken des Pfarrers Johannes Maria Vianney von Ars vor Augen, sein persönliches Beispiel, das eine verlotterte Pfarrei zu einer blühenden Gemeinde werden ließ. Der Papst zeigt auch, wie groß der demütige Pfarrer von Ars von der Priesterberufung und –aufgabe dachte (August/September-Heft des „Fels“) Hier folgt der zweite und abschließende Teil dieses Briefes.

Wir Priester müssten alle spüren, dass jene Worte, die er Christus in den Mund legte, uns persönlich angehen: „Ich beauftrage meine Diener, den Sündern zu verkünden, dass ich immer bereit bin, sie zu empfangen, dass meine Barmherzigkeit unbegrenzt ist.“ Vom heiligen Pfarrer von Ars können wir Priester nicht nur ein unerschöpfliches Vertrauen in das Bußsakrament lernen, das uns drängt, es wieder ins Zentrum unserer pastoralen Sorge zu setzen, sondern auch die Methode des „Dialogs des Heils“, der sich darin vollziehen muss. Der Pfarrer von Ars hatte gegenüber den verschiedenen Büssern eine jeweils unterschiedliche Verhaltensweise. Wer zu seinem Beichtstuhl kam, weil er von einem inneren und demütigen Bedürfnis nach der Vergebung Gottes angezogen war, fand bei ihm die Ermutigung, in den „Strom der göttlichen Barmherzigkeit“ einzutauchen, der in seiner Wucht alles mit sich fortreißt. Und wenn jemand niedergeschlagen war beim Gedanken an seine Schwäche und Unbeständigkeit und sich vor zukünftigen Rückfällen fürchtete, offenbarte der Pfarrer ihm das Geheimnis Gottes mit einem Ausspruch von rühren-

der Schönheit: „Der liebe Gott weiß alles. Noch bevor ihr sündigt, weiß er schon, dass ihr wieder sündigen werdet, und trotzdem vergibt er euch. Wie groß ist die Liebe unseres Gottes, der so weit geht, freiwillig die Zukunft zu vergessen, nur damit er uns vergeben kann!“ Wer sich dagegen lau und fast gleichgültig anklagte, dem bot er durch seine eigenen Tränen die ernste und erlittene deutliche Einsicht, wie „abscheulich“ diese Haltung sei: „Ich weine, weil ihr nicht weint“, sagte er. „Wenn der Herr bloß nicht so gut wäre! Aber er ist so gut! Man muss ein Barbar sei, um sich einem so guten Vater gegenüber so zu verhalten!“ Er ließ die Reue im Herzen der Lauen aufkommen, indem er sie zwang, das im Gesicht des Beichtvaters gleichsam „verkörperte“ Leiden Gottes wegen der Sünden mit eigenen Augen zu sehen. Wer sich dagegen voll Verlangen und fähig zu einem tieferen geistlichen Leben zeigte, dem öffnete er weit die Tiefen der Liebe, indem er ihm erklärte, wie unbeschreiblich schön es ist, mit Gott vereint und in seiner Gegenwart zu leben: „Alles unter den Augen Gottes, alles mit Gott, alles, um Gott zu gefallen ... Wie schön

ist das! “ Und er lehrte sie zu beten: „Mein Gott, erweise mir die Gnade, dich so sehr wie nur möglich zu lieben.“

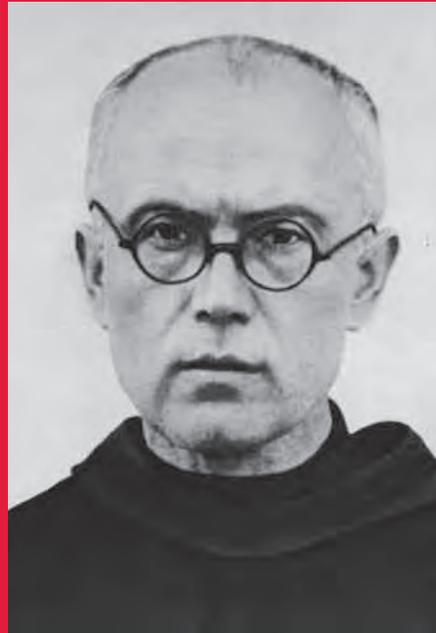
Der Pfarrer von Ars hat in seiner Zeit das Herz und das Leben so vieler Menschen zu verwandeln vermocht, weil es ihm gelungen ist, sie die barmherzige Liebe des Herrn wahrnehmen zu lassen. Auch in unserer Zeit ist eine solche Verkündigung und ein solches Zeugnis der Wahrheit der Liebe dringend: Deus caritas est (1 Joh 4, 8). Mit dem Wort und den Sakramenten seines Jesus wusste Johannes Maria Vianney sein Volk aufzubauen, auch wenn er, überzeugt von seiner persönlichen Unzulänglichkeit, oft schauderte, so dass er mehrmals wünschte, sich der



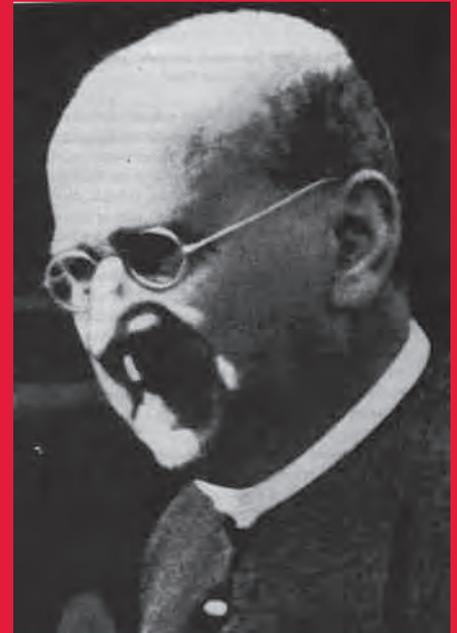
*P. Rupert Mayer – Priester, Ordensmann, Männerseelsorger.
* 13.1.1876 in Sigmaringen,
+ 1.11.1945 in München; am
3.5.1987 seliggesprochen.*



*Adolph Kolping – Priester, Gründer des Gesellenvereins / Kolpingfamilie. * 8.12.1813 in Kerpen, + 4.12.1865 in Köln; am 27.10.1991 seliggesprochen.*



*P. Maximilian Kolbe – Priester, Ordensmann, Märtyrer. * 7.1.1894 in Zdunska Wola/Polen, + 14.8.1941 im KZ Auschwitz; am 10.10.1982 heiliggesprochen.*



*Bernhard Lichtenberg – Priester, Märtyrer. * 3.12.1875 in Ohlau, + 5.11.1943 auf dem Weg ins KZ Dachau in Hof; am 23.6.1996 seliggesprochen.*

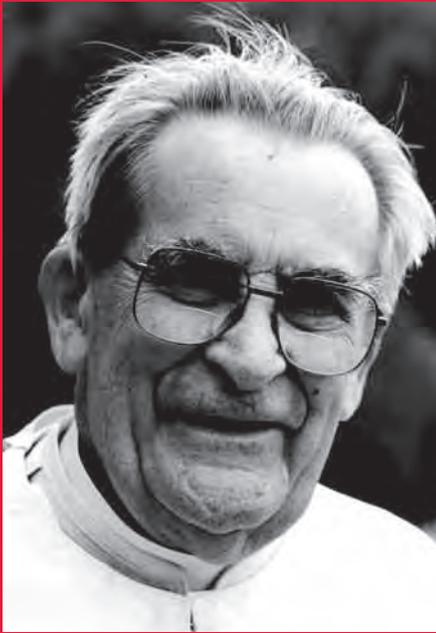
Verantwortung des Dienstes in der Pfarrei zu entziehen, dessen er sich unwürdig fühlte. Trotzdem blieb er in vorbildlichem Gehorsam stets an seinem Posten, denn die apostolische Leidenschaft für das Heil der Seelen verzehrte ihn. Durch eine strenge Askese versuchte er, seiner Berufung völlig nachzukommen: „Das große Unglück für uns Pfarrer“, beklagte der Heilige, „besteht darin, dass die Seele abstumpft“, und er meinte damit ein gefährliches Sich-Gewöhnen des Hirten an den Zustand der Sünde oder der Gleichgültigkeit, in der viele seiner Schafe leben. Mit Wachen und Fasten zügelte er den Leib, um zu vermeiden, dass dieser sich seiner priesterlichen Seele widersetzte. Und er schreckte nicht davor zurück, sich selbst zu kasteien zum Wohl der ihm anvertrauten Seelen und um zur Sühne all der Sünden beizutragen, die er in der Beichte gehört hatte. Einem priesterlichen Mitbruder erklärte er: „Ich verrate Euch mein Rezept: Ich gebe den Sündern eine kleine Buße auf, und den Rest tue ich an ihrer Stelle.“ Jenseits der konkreten Bußübungen, denen der Pfarrer von Ars sich unterzog, bleibt in jedem Fall

der Kern seiner Lehre für alle gültig: die Seelen sind mit dem Blut Jesu erkaufte, und der Priester kann sich nicht ihrer Rettung widmen, wenn er sich weigert, sich persönlich an dem „teuren Preis“ ihrer Erlösung zu beteiligen.

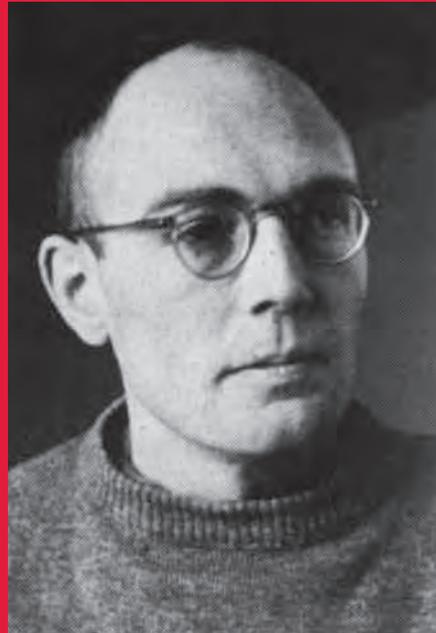
In der Welt von heute ist es ebenso nötig wie in den schwierigen Zeiten des Pfarrers von Ars, dass die Priester sich in ihrem Leben und Handeln durch ein starkes Zeugnis für das Evangelium auszeichnen. Paul VI. hat zu Recht bemerkt: „Der heutige Mensch hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte, und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind.“ Damit in uns nicht eine existenzielle Leere entsteht und die Wirksamkeit unseres Dienstes nicht gefährdet wird, müssen wir uns immer neu fragen: „Sind wir wirklich durchtränkt vom Wort Gottes? Ist es wirklich die Nahrung, von der wir leben, mehr als vom Brot und von den Dingen dieser Welt? Kennen wir es wirklich? Lieben wir es? Gehen wir innerlich damit um, so dass es wirklich unser Leben prägt, unser Denken formt?“ Wie Jesus die Zwölf rief, damit sie

bei ihm sein sollten (vgl. Mk 3, 14), und sie erst danach zum Predigen aussandte, so sind auch in unseren Tagen die Priester berufen, jenen „neuen Lebensstil“ anzunehmen, den Jesus, der Herr, eingeführt hat und den die Apostel sich zu eigen gemacht haben.

Gerade die rückhaltlose Annahme dieses „neuen Lebensstils“ war ein Merkmal des priesterlichen Einsatzes des Pfarrers von Ars. In der Enzyklika *Sacerdotii nostri primordia*, die 1959, hundert Jahre nach dem Tod von Johannes Maria Vianney, publiziert wurde, stellte Johannes XXIII. dessen asketische Wesensart unter besonderer Bezugnahme auf das Thema der „drei evangelischen Räte“ dar, die er auch für die Priester als notwendig erachtete: „Auch wenn dem Priester zur Erlangung dieser Heiligkeit des Lebens die Verwirklichung der evangelischen Räte nicht aufgrund seines klerikalen Standes auferlegt ist, bietet sie sich ihm wie allen Jüngern des Herrn doch als der normale Weg der christlichen Heiligung an.“ Der Pfarrer von Ars verstand es, die „evangelischen Räte“ in der seiner Situation als Priester angemessenen Weise zu



*P. Werenfried van Straaten – Priester, Ordensmann, Gründer des Liebeswerkes „Kirche in Not“. * 17.1.1913 in Mijdrecht bei Amsterdam, + 31.1.2003 in Königstein/Taunus.*



*Karl Leisner – Priester, 1944 im KZ Dachau geweiht. * 28.2.1915 in Kleve, + 12.8.1945; am 23.6.1996 seliggesprochen.*



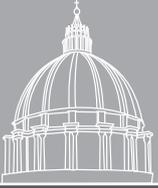
*Ludwig Maria Grignion von Montfort – Priester, Volksmissionar, Ordensgründer. * 31.1.1673 in Montfort-sur-Meu, + 28.4.1716 in St-Laurent-sur-Sevre; am 20.7.1947 heiliggesprochen.*

leben. Seine Armut war nämlich nicht die eines Ordensmannes bzw. eines Mönches, sondern die, welche von einem Weltpriester erwartet wird: Obwohl er mit viel Geld wirtschaftete (da die wohlhabenderen Pilger nicht versäumten, sich seiner karitativen Werke anzunehmen), wusste er, dass alles seiner Kirche, seinen Armen, seinen Waisen, den Mädchen seiner „Providence“, den am meisten notleidenden Familien zgedacht war. Darum war er „reich, um den anderen zu geben, und sehr arm für sich selbst“. Er erklärte: „Mein Geheimnis ist einfach: Alles geben und nichts behalten.“ Wenn er mit leeren Händen dastand, sagte er zufrieden zu den Armen, die sich an ihn wendeten: „Heute bin ich arm wie ihr, bin einer von euch.“ So konnte er am Ende seines Lebens in aller Ruhe sagen: „Ich habe nichts mehr. Nun kann der liebe Gott mich rufen, wann er will!“ Auch seine Keuschheit war so, wie sie für den Dienst eines Priesters nötig ist. Man kann sagen, es war die angemessene Keuschheit dessen, der gewöhnlich die Eucharistie berühren muss und der sie gewöhnlich mit der ganzen Begeisterung seines Herzens betrachtet und sie mit derselben Be-

geisterung seinen Gläubigen reicht. Man sagte von ihm, „die Keuschheit strahle in seinem Blick“, und die Gläubigen bemerkten es, wenn er mit den Augen eines Verliebten zum Tabernakel schaute. Auch der Gehorsam von Johannes Maria Vianney war ganz und gar verkörpert in der leidvoll errungenen inneren Einwilligung in die täglichen Anforderungen seines Amtes. Es ist bekannt, wie sehr ihn der Gedanke an seine Unzulänglichkeit für den Dienst des Pfarrers quälte und wie sehr ihn der Wunsch umtrieb, zu fliehen „um in Einsamkeit sein armes Leben zu beweinen“. Nur der Gehorsam und seine Leidenschaft für die Seelen konnten ihn überzeugen, an seinem Platz zu bleiben. Sich selbst und seinen Gläubigen erklärte er: „Es gibt nicht zwei gute Arten, Gott zu dienen. Es gibt nur eine einzige: ihm so zu dienen, wie er es will.“ Die goldene Regel für ein Leben im Gehorsam schien ihm diese zu sein: „Nur das tun, was dem lieben Gott dargebracht werden kann.“

Im Zusammenhang mit der Spiritualität, die durch die Übung der evangelischen Räte gefördert wird,

möchte ich die Priester in diesem ihnen gewidmeten Jahr gern ganz besonders dazu aufrufen, den neuen Frühling zu nutzen, den der Geist in unseren Tagen in der Kirche hervorbringt, nicht zuletzt durch die kirchlichen Bewegungen und die neuen Gemeinschaften. „Der Geist ist vielfältig in seinen Gaben ... Er weht, wo er will. Er tut es auf unerwartete Weise, an unerwarteten Orten und in vorher nicht ausgedachten Formen ... aber er zeigt uns auch, dass er auf den einen Leib hin und in der Einheit des einen Leibes wirkt.“ In diesem Zusammenhang gilt die Anweisung des Dekretes Presbyterorum ordinis: „Sie [die Priester] sollen die Geister prüfen, ob sie aus Gott sind, und die vielfältigen Charismen der Laien, schlichte und bedeutendere, mit Glaubenssinn aufspüren, freudig anerkennen und mit Sorgfalt hegen.“ Diese Gaben, die viele zu einem höheren geistlichen Leben drängen, können nicht nur den gläubigen Laien, sondern den Priestern selbst hilfreich sein. Aus dem Miteinander von geweihten Amtsträgern und Charismen kann nämlich „ein gesunder Impuls für ein neues Engagement der Kirche in der Verkündigung und



Erklärung des Forums Deutscher Katholiken

Dank für klare Worte

Vierzig Jahre marxistisch-atheistische Zwangsideologisierung haben Ostdeutschland zur weltweit entchristlichsten Region werden lassen.

Als nun der brandenburgische Innenminister Jörg Schönbohm zu sagen gewagt hat, man müsse „intensiv besprechen, was 40 Jahre Indoktrination in der DDR bedeuten ... und was wir gegen die Entkirchlichung und für die Wiederbelebung des Christentums tun können“, brach ein Sturm der Entrüstung aus. Denn Jörg Schönbohm hat das Tabu gebrochen, die Ursachen der Fehlentwicklung in der Gesellschaft zu benennen.

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die Vertreter der „Zivilreligion“, die die Kirche an den Rand der Gesellschaft drängen und Christen mit einem Frage- und Redeverbote belegen wollen, sich herausgefordert fühlen. Unverständlich ist es aber, wenn sich Christen deren Sprache zu eigen machen und sich gegen eine „Wiederbelebung des Christentums in Ostdeutschland“ aussprechen, anstatt Jörg Schönbohm zu unterstützen.

Nur die Kirche kann diese Gesellschaft erneuern.

„Das Forum Deutscher Katholiken“ spricht Jörg Schönbohm für seine klaren Worte Dank und Anerkennung aus und ermutigt alle Christen im Osten wie im Westen zu einem klaren Bekenntnis.

Prof. Dr. Hubert Gindert
1. Vorsitzender

im Zeugnis des Evangeliums der Hoffnung und der Liebe in allen Teilen der Welt“ entspringen. Außerdem möchte ich in Bezugnahme auf das Apostolische Schreiben *Pastores dabo vobis* von Papst Johannes Paul II. ergänzen, dass das geweihte Amt eine radikale „Gemeinschaftsform“ hat und nur in der Gemeinschaft der Presbyter mit ihrem Bischof erfüllt werden kann. Es ist nötig, dass diese im Weihesakrament begründete und in der Konzelebration ausgedrückte Gemeinschaft der Priester untereinander und mit ihrem Bischof sich in den verschiedenen konkreten Formen einer effektiven und affektiven priesterlichen Brüderlichkeit verwirklicht. Nur so können die Priester die Gabe des Zölibats vollends leben und sind fähig, christliche Gemeinschaften aufblühen zu lassen, in denen sich die Wunder der ersten Verkündigung des Evangeliums wiederholen.

Das Paulusjahr, das sich seinem Ende zuneigt, richtet unsere Gedanken auch auf den Völkerapostel, in dem vor unseren Augen ein glänzendes Beispiel eines ganz und gar seinem Dienst „hingeebenen“ Priesters aufleuchtet. „Die Liebe Christi hat uns in Besitz genommen“, schreibt er, „da wir erkannt haben: Einer ist für alle gestorben, also sind alle gestorben“ (vgl. 2 Kor 5, 14). Und er fügt hinzu: „Er ist aber für alle gestorben, damit die Lebenden nicht mehr für sich leben, sondern für den, der für sie starb und auferweckt wurde“ (2 Kor 5, 15). Gibt es ein besseres Programm, das man einem Priester vorschlagen könnte, der damit beschäftigt ist, auf dem Weg der christlichen Vollkommenheit voranzuschreiten?

Liebe Priester, die Feier des 150. Todestags des heiligen Johannes Maria Vianney (1859) schließt sich unmittelbar an die kaum abgeschlossenen Feiern zum 150. Jahrestag der Erscheinungen von Lourdes (1858) an. Schon 1959 hatte der selige Papst Johannes XXIII. bemerkt: „Kurz bevor der Pfarrer von Ars seine lange verdienstvolle Laufbahn beendet hatte, war in einem anderen Teil Frankreichs die Unbefleckte Jungfrau einem demütigen und reinen Mädchen erschienen, um ihm eine Botschaft des Gebetes und der Buße zu

übermitteln, deren enorme geistliche Resonanz seit einem Jahrhundert wohlbekannt ist. Tatsächlich war das Leben des heiligen Priesters, dessen Gedenken wir feiern, im voraus eine lebendige Darstellung der großen übernatürlichen Wahrheiten, die der Seherin von Massabielle vermittelt wurden. Er selbst hegte für die Unbefleckte Empfängnis der Allerseeligsten Jungfrau eine glühende Verehrung - er, der 1836 seine Pfarrei der ohne Sünde empfangenen Maria geweiht hatte und dann die dogmatische Definition von 1854 mit so viel Glauben und Freude aufnehmen sollte.“ Der heilige Pfarrer erinnerte seine Gläubigen immer daran, dass „Jesus Christus, nachdem er uns alles gegeben hatte, was er uns geben konnte, uns noch das Wertvollste als Erbe hinterlassen wollte, das er besitzt, nämlich seine Mutter“.

Der Allerseeligsten Jungfrau vertraue ich dieses Jahr der Priester an und bitte sie, im Innern jedes Priesters eine großherzige Wiederbelebung jener Ideale der völligen Hingabe an Christus und an die Kirche auszulösen, die das Denken und Handeln des heiligen Pfarrers von Ars bestimmten. Mit seinem eifrigen Gebetsleben und seiner leidenschaftlichen Liebe zum gekreuzigten Jesus nährte Johannes Maria Vianney seine tägliche rückhaltlose Hingabe an Gott und an die Kirche. Möge sein Beispiel die Priester zu jenem Zeugnis der Einheit mit dem Bischof, untereinander und mit den Laien bewegen, das heute wie immer so notwendig ist. Trotz des Übels, das es in der Welt gibt, sind die Worte Christi an seine Apostel im Abendmahlssaal stets aktuell: „In der Welt seid ihr in Bedrängnis; aber habt Mut: Ich habe die Welt besiegt“ (Joh 16, 33). Der Glaube an den göttlichen Meister gibt uns die Kraft, vertrauensvoll in die Zukunft zu schauen. Liebe Priester, Christus rechnet mit euch. Nach dem Beispiel des heiligen Pfarrers von Ars lasst euch von ihm vereinnahmen, dann seid in der Welt von heute auch ihr Boten der Hoffnung, der Versöhnung und des Friedens!

Von Herzen erteile ich euch meinen Segen.

Aus dem Vatikan, am 16. Juni 2009
BENEDICTUS PP. XVI

„Stark im Kampf am Tag des Herrn“ (hl. Bonifatius)

Erinnerung an das geistliche Erbe von Erzbischof Dyba

Erzbischof Dyba könnte in diesem Jahr seinen 80. Geburtstag (15.09.25), sein 50jähriges Priesterjubiläum (2.02.59) und seine 30jährige Bischofsweihe (13.10.79) feiern. Sie fragen zu Recht, warum



ich hier stehe, um an das geistige Erbe von Erzbischof Dyba zu erinnern. Es gibt viel Berufenere, das zu tun, vor allem seine Schwester, Frau Barbara Dyba-Roth, Kuratoriumsmitglied unseres Kongresses. Ich stelle mich diesem Thema auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin und empfinde das als eine große Ehre. Es gibt aber einen Grund, der nicht unerwähnt bleiben darf:

Bei einem ersten Treffen der Vertreter von Initiativkreisen und weiteren Gemeinschaften am 3. Juni 2000, das dann am 30. September 2000 zur Gründung des „Forums Deutscher Katholiken“ geführt hat, war Erzbischof Dyba anwesend und hat zu diesem Schritt ermutigt. Das war ein wichtiger Impuls für die Gründung des „Forums Deutscher Katholiken“.

Um Erzbischof Dyba zu charakterisieren und zu würdigen, lässt man ihn am besten selber zu Wort kommen. Er war nicht ein Mann der vielen Worte. Er hatte die Gabe, mit wenigen Worten viel zu sagen. Ich möchte deshalb hier einige Stellen aus seinen „Predigten, Ansprachen und sonstigen Beiträgen“ aus der Zeit vom 4. September 1983 bis 29. September 1993 herausgreifen, die im Buch „Dyba – Worte in die Zeit“ abgedruckt sind. Außerdem standen mir für dieses Referat zwei Vorträge von Frau Dyba-Roth zur Verfügung.

Der Wahlspruch von Erzbischof Dyba „Kinder Gottes sind wir“ drückt sein unerschütterliches Vertrauen in Gott aus. Er trennt aber diesen Glauben an Gott und die Liebe zu ihm niemals – wie das opportunistisch gelegentlich geschieht – von seiner Beziehung zur Kirche, so wenn er sagt: „Diese Kirche, das Geschenk Gottes an uns, soll man lieben und achten. Sie ist ja, gerade auch heute, für so viele Völker ein Zeichen der Hoffnung – und für so manche Völker, deren Kultur in einer Krise, deren Wirtschaft im Schlamm steckt und deren Politik mit Kugeln und Stacheldraht gemacht wird –, das einzige Zeichen der Hoffnung und menschlicher Erlösung.“

Aus Liebe zur Kirche trieb ihn stets die Sorge um ihre innere Erneuerung um. Das ist auch der Grund, weshalb er die Situation der Kirche ohne falsche Rücksichten analysierte. Er wollte damit „Kälte in Wärme“, „Abstieg in Aufstieg“ und „Gleichgültigkeit wieder in Begeisterung“ umwandeln. In der Predigt am 4. September 1983 stellte er nüchtern fest:

„Das Konzil haben wir gehalten. Die Synoden auch, die Räte und Körperschaften sind konstituiert.

Alle Zentralstellen, Planstellen, Leit- und Schaltstellen sind besetzt, von der Organisation her ist alles bestens vorbereitet – manchmal mehr als das –, und doch beschleicht uns oft das Gefühl einer gewissen Leere, als ob die Grundwasser sinken, als ob der ganze Boden, auf dem wir stehen, doch absackt, als ob da eigentlich der zündende Funke fehlt, der allein dem so gut organisierten Volk Gottes den letzten Impuls zum Aufbruch geben könnte.

So haben wir heute in der Kirche viele Pastoralenexperten – aber wenige Heilige; viele Medienexperten – aber kaum noch Propheten; viele Theologen -- aber wenig Priester; viel Engagement und finanzielle Opfer – aber wenig Gehorsam; viel Kritik – aber wenig Begeisterung; einen riesigen kirchlichen Apparat – aber schrumpfendes kirchliches Leben.“

Selbst ein Mann der eindeutigen Sprache zitiert Dyba gerne Gestalten der klaren Worte, so in der Christmette 1985, wenn er die heilige Hildegard erwähnt, die „in ihren Forderungen aufs Ganze gegangen ist, weil sie wusste, dass Erneuerung der Kirche nie durch ein Weniger, sondern nur durch ein Mehr an Hingabe erreicht wird“. Dieses Zitat aus dem Brief der heiligen Hildegard an den Klerus von Köln lautet:

„Ihr aber lasst euch durch jeden daherfliegenden weltlichen Namen lahm legen. Mit eurem leeren Getue verscheucht ihr aber bestenfalls im Sommer ein paar Fliegen.“

Selbstkritisch fragte Dyba dann sogleich:

„Sollte das womöglich auch für uns gelten? Für uns, die wir so große und breite kirchliche Apparate und



Gebetsgedenken an Erzbischof Johannes Dyba zum Abschluss des Kongresses 2007. Erste Reihe von li. nach re.: Bischof Heinz-Josef Algermissen, Fulda; Erzbischof Josef Clemens, Rom; Frau Barbara Dyba-Roth; Prof. Dr. Hubert Gindert

pastorale Programme aufgebaut haben und doch so wenig erreichen an Begeisterung und Wachstum?“

Präsident Kennedy hat zu Beginn seiner Amtszeit seine Landsleute mit den Worten aufgerüttelt: „Fragt nicht, was dieses Land für euch tun kann, fragt vielmehr, was ihr für dieses Land tun könnt.“ Erzbischof Dyba wandelt dieses Wort auf das Verhältnis der Gläubigen zur Kirche hin um (24.06.1986):

Unter diesem Schwall von verschiedenen, mehr oder weniger berechtigten „Forderungen“, ist jene Frage, die immer wieder kommt, der wir uns auch stellen sollen: Was wollen die Menschen von der Kirche heute? Dabei kommt eigentlich zu kurz die andere, wesentliche Frage: Was will Gott von den Menschen heute, was will Gott von mir? Denn das ist die einzige Forderung, die wirklich wesentlich ist, auf die es einmal ankommt an dem Tag, da Gottes Ewigkeit einbricht in unsere Zeit.“

Erzbischof Dyba, der selbst immer an vorderster Front stand und Mut bewies, konnte sich deswegen auch einmal an seine Mit Bischöfe wenden, z.B. mit den Worten:

„Man darf unseren Bischöfen ruhig ein wenig von dem eichenfäl-

lenden Mut des heiligen Bonifatius wünschen. Denn sollte es in unserer Zeit leichter sein, das Wort Gottes zu vertreten?

Darf ich aus der Schule plaudern? In zwanzig Jahren auf dem spiegelglatten Parkett des vatikanischen diplomatischen Dienstes ist mir nicht so oft bedeutet worden: „Das darf man aber nicht sagen!“ wie in einem einzigen Jahr als Bischof in Deutschland.“

Erzbischof Dyba wusste, dass nur eine erneuerte Kirche den Glauben an die nächste Generation weitergeben und nur eine solche Kirche die Gesellschaft erneuern kann. Deswegen war auch seine Kritik nie Selbstzweck. Der Weitergabe des Glaubens galt seine Hauptsorge als Bischof. Er machte sie an drei Säulen fest: Im Glauben stehen – den Glauben kennen – den Glauben bekennen. Mit seinen Worten:

„Nun sagen wir, wir brauchen heute Männer und Frauen, die den Glauben lebendig erhalten. Damit sind wir bei dem großen Thema der Weitergabe des Glaubens in unserer Zeit. Wir wissen, dass das zu einem ganz großen Problem geworden ist. Dazu gibt es Papiere, Kommissionen und zentrale Pastoralstellen. Eine Riesenanstrengung, die da unternommen wird zur Weitergabe des

Glaubens. Aber manchmal hat man den Eindruck, dass trotz dieses Aufwands das Ganze immer schwächer und dünner wird. Wenn wir von Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation sprechen, dann gehört dazu zuerst eines: Wir müssen selber fest im Glauben stehen, sonst können wir Glauben nicht weitergeben. Wenn wir uns jedoch selbst mit einer ganzen Bürde von Wenn und Aber belasten, wenn wir selbst voller Probleme sind, dann können wir eben nur Probleme weitergeben. Wenn wir selbst unsicher sind, können wir nur Unsicherheit weitergeben.

Erst einmal muss mein Glaube da sein. Dazu muss ich den Glauben natürlich kennen. Und da hapert es heute. Wir sehen, wie die Kinder heute zur Schule kommen, und wie alles, was die Religionslehrer früher von der Familie her voraussetzen konnten, auf weiten Strecken fehlt.

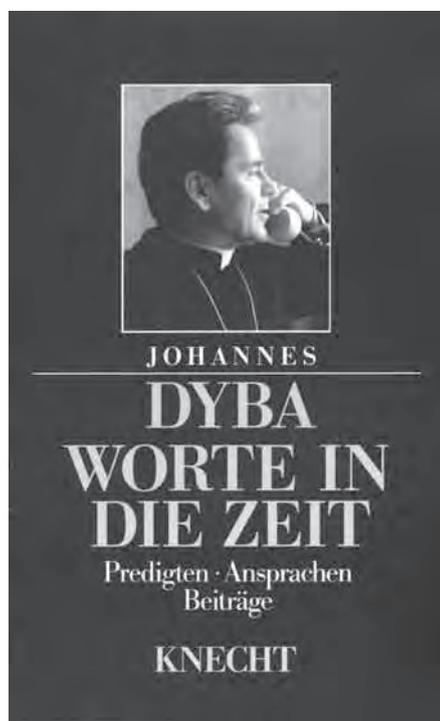
Seinen Glauben kennen. Was können wir noch weitergeben an biblischer Geschichte, an Heiligenlegenden? Da müssen wir etwas zulegen, wir müssen unseren Glauben wieder kennen, und dann müssen wir unseren Glauben bekennen.

Ich habe manchmal den Eindruck, selbst da, wo Menschen noch ihren Glauben kennen, fehlt ihnen der Mut,

ihn auch zu bekennen. Manchmal mangelt es weniger an der Kenntnis als am Mut, in unserer Zeit sich auch wirklich klar zu unserem Glauben zu bekennen. Heute, in der modernen Zeit, gilt man womöglich als unmodern, als altmodisch gegenüber dem, was durch die Medien an Weltanschauung auf uns zukommt. Viele haben selbst nicht einmal mehr den Mut, den eigenen Kindern gegenüber den Glauben wirklich zu bekennen. Das gehört jedoch dazu!“

Was die Kirche braucht, was sie reformiert, das sind mit Dybas Worten

„nicht so sehr Pharisäer, die sie dauernd auf die Probe stellen, nicht so sehr Schriftgelehrte, die sie dauernd kritisieren, nicht so sehr Tem-



pelbeamte, die selbst das Allerheiligste nicht betreten und auch die anderen noch davon abhalten – nein, was diese Kirche braucht sind Heilige – viele kleine und, so Gott will, auch ein paar große –, die ihr den Weg weisen“.

Und er erinnerte an Pater Rupert Mayer:

„Wenn wir an Pater Rupert Mayer denken, weiß ich nicht, ob wir uns von einer Art Heimweh, einer gewissen Nostalgie freisprechen können. Er war die große Vaterfigur, der Fels in der Brandung seiner Zeit. Wo ist eine

solche Gestalt, wie sie Pater Rupert Mayer seinerzeit war? Und es ist klar, dass wir uns nicht damit begnügen können, die Erinnerung an ihn wachzurufen, sondern dass es gilt, den Geist, den er in seiner Zeit entfacht hat, in unserer Zeit zu entfachen, den Mut, den er gezeigt hat in seiner Zeit, in unserer Zeit zu zeigen. Den Mut zu zeigen zu klaren Wahrheiten, auch wenn sie keinen Applaus bringen.“

Wie alle Großen, blieb Erzbischof Dyba bei all seinen Bemühungen Realist, einmal, was die Erneuerung der Kirche betrifft, wenn er anmerkt (4.09.83):

„Das ist keine leichte Aufgabe, da wollen wir uns nichts vormachen. Das ist ein Aufbruch, bei dem uns der Wind ins Gesicht bläst, ein Aufbruch gegen sinkende Zahlen und sinkenden Mut – stromaufwärts! Weil wir aber der Wahrheit treu sein müssen, werden wir eben oft in dieser Welt keine Mehrheit finden, sondern in der Minderheit bleiben. Oft sogar in der verfolgten Minderheit.“

Dyba war aber auch Realist, was ihn persönlich betraf. Ich zitiere aus dem Vortrag von Frau Dyba-Roth vor dem Initiativkreis Rottenburg/Stuttgart. Sie sagte damals: „Er lebte nicht zeitgemäß, sondern ewigkeitsgemäß“ und sie bringt das Wort, das er an ihren Sohn Cornelius, den heutigen Regens des Priesterseminars in Fulda, gerichtet hat. Es lautet: „Ich werde doch nicht irgendwelche feigen Kompromisse eingehen, wenn ich weiß, dass ich in nicht allzu langer Zeit vor meinem ewigen Richter stehen werde“.

Die Führungsqualität des Fuldaer Erzbischofs und seine Entschlossenheit, im entscheidenden Moment zu handeln, notfalls auch allein und ohne Rücksicht auf Gegenwind, zeigt seine Entscheidung, aus der staatlich eingebundenen Schwangerenkonfliktberatung auszutreten. Hier zeigt er eine Größe, die an antike Vorbilder erinnert:

Am 29. September 1993 erklärte der Erzbischof von Fulda:

„Wir leben in einem Land, dessen Parlament nach den Urteilen des Bundesverfassungsgerichtes in den

letzten Jahren bereits zweimal gegen die Normen des Grundgesetzes zum Schutze der Wehrlosesten seiner Bürger, der ungeborenen Kinder, verstoßen hat.

Ich glaube daher, dass der Zeitpunkt gekommen ist, an dem wir ein deutliches Signal des Widerspruchs und der Umkehr zu setzen haben. Es ist an der Zeit, sich aus Einbindungen zu lösen, die der Würde und Freiheit der katholischen Weltkirche nicht entsprechen. Nach reiflicher Überlegung ordne ich daher an, dass im Bistum Fulda die zur staatlich zugestandenen Tötung ungeborener Kinder erforderlichen ‚Bescheinigungen‘ bei künftigen Beratungen seitens kirchlicher Stellen nicht mehr ausgestellt werden.

„Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen‘ (Apg 5,29). Kirchliche Beratung muss sich am christlichen Glauben orientieren – aus unchristlichen Zwangsjacken müssen wir uns einfach befreien.“

Ich fasse zusammen: Erzbischof Dyba ist eine herausragende Bischofsgestalt der katholischen Kirche in Deutschland. Er erinnert an Bonifatius, der an einen seiner Bischöfe schrieb: „Wir sind stark im Kampf am Tag des Herrn, weil Tage der Betrübnis und des Elends gekommen sind. Wir sind keine stummen Hunde, noch schweigsame Zuschauer, noch Söldner, die vor den Wölfen davonlaufen. Wir sind im Gegenteil aufmerksame Hirten, die über die Herde Christi wachen, die den bedeutenden und den gewöhnlichen Menschen, den reichen und den armen den Willen Gottes verkünden, sei es gelegen oder ungelegen“ (OR, 13.5.09). Auf ihn trifft der Wahlspruch des größten Wittelsbachers, des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern zu, der in der Zeit des 30jährigen Krieges unendlich viel für die Erhaltung des katholischen Glaubens in Bayern und darüber hinaus in Deutschland getan hat. Der Wahlspruch lautete: „Aliis Lucendo Consumor“ zu Deutsch „Ich verbrauche mich im Leuchten für andere“. Erzbischof Dyba hat seine ganze Lebenskraft für die ihm anvertrauten Gläubigen, für die Kirche, für Deutschland eingesetzt. Das „Forum Deutscher Katholiken“ wird sein geistiges Erbe bewahren. □

„Alles aus Liebe zu Gott“

*Am 4. Oktober wird Bruder Eustachius Kugler OH
in Regensburg seliggesprochen*

„Alles aus Liebe zu Gott“ war einer der Leitsätze, nach denen Frater Eustachius Kugler von der Bayerischen Provinz der Barmherzigen Brüder sein Leben führte (1867-1946). Am 4. Oktober wird der Diener Gottes im Hohen Dom zu Regensburg seliggesprochen – ein Ereignis von hoher Bedeutung für unsere Zeit – nicht zuletzt auch im Hinblick auf die derzeitigen großen Probleme im Gesundheitswesen, von den „Finanzierungslücken“ allenthalben und den Ärzte-Warnstreiks bis hin zum „Pflegerotstand“ und zur „Sterbehilfe“. – Es ist die erste Seligsprechung in Bayern, seit Papst Benedikt XVI. im Jahr 2005 entschieden hat, dass Seligsprechungen in der Regel in den Heimat-Diözesen der neuen Seligen stattfinden sollen. Der Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, Erzbischof Angelo Amato, wird als Vertreter des Papstes an den Feierlichkeiten teilnehmen. Das Bayerische Fernsehen wird die Feier ab 14.00 Uhr live ausstrahlen.

Im Folgenden einige Beiträge zu Leben und Bedeutung von Frater Eustachius Kugler

„Ein Ordensmann von tiefem Glauben und Gottvertrauen“

Wer war Eustachius Kugler, was tat er? Das Bistum Regensburg stellt auf seiner Homepage Leben und Wirken des neuen Seligen kurz vor:

An einem Wintertag, dem 15. Januar 1867, wurde Josef Kugler in Neuhaus bei Nittenau geboren. Als jüngster Sohn eines Kleinlandwirts und Hufschmieds lernte er den Beruf des Bauschlossers in München, bis er vom Gerüst fiel und sich eine Beinverletzung zuzog, an der er sein ganzes Leben leiden sollte. Die Schwester holte den „hinkenden Sepp“ nach Reichenbach, wo die Barmherzigen Brüder im ehemaligen Kloster eine Pflegeanstalt für die Ärmsten der Armen, für Epileptiker und Geisteskranke einrich-

teten. Zwei Jahre beobachtete Josef Kugler die aufopferungsvolle Arbeit der Brüder. Dann war ihm klar, wofür er künftig leben wollte. Mit dem Eintritt ins Noviziat 1894 wurde aus Josef Kugler Frater Eustachius.

Von 1905 bis 1925 wurde Frater Eustachius die Leitung der Einrichtungen für behinderte Menschen in Straubing und Gremsdorf und des Krankenhauses St. Wolfgang in Neuburg/Donau übertragen. Der Orden der Barmherzigen Brüder traute dem einstigen Schlosserlehrling noch mehr zu: Im Jahr 1925 wählten ihn seine Mitbrüder zum Provinzial der Bayerischen Ordensprovinz. Für 16 Einrichtungen des Ordens in Bayern trug er die Verantwortung: für Krankenhäuser, Pflege- und Altenheime, für eine Erziehungsanstalt und für ein Priesterhospiz. Im Vertrauen auf Gottes Beistand wagte er von 1927-1930 den Bau der Krankenhäuser in Regensburg. Seine Mitbrüder äußer-

ten ihre berechtigten Sorgen wegen der hohen Schuldenlast. Schlicht und einfach räumte er ihre Bedenken mit dem Hinweis aus: „Ich habe die Sache mit meinem Herrgott ausgemacht. Es wird nichts fehlen!“

Insgesamt fünf Mal hintereinander hielten ihn die Mitbrüder für den besten und geeignetsten an der Spitze der Ordensprovinz. Doch die turnusgemäß erste Wahl nach Kriegsende erlebte Eustachius Kugler nicht mehr. Am 10. Juni 1946 erlag der Provinzial im Regensburger Krankenhaus der Barmherzigen Brüder einem Krebsleiden. Eine unübersehbar große Menschenmenge begleitete den Sarg zum Brüderfriedhof. Der Ruf eines heiligmäßigen Ordenslebens ging ihm voraus.

Frater Eustachius war ein Ordensmann von tiefem Glauben und echtem Gottvertrauen, ein Ordensmann, der in Treue für Gott und für hilfsbedürftige Menschen lebte. Sein Leben war einfach, ehrlich, durchschaubar. Für die Barmherzigen Brüder selbst ist Eustachius Kugler ein überzeugendes Vorbild in der Nachahmung des Ordensstifters, des heiligen Johannes von Gott. Viele Kranke und Leidende des Krankenhauses, der Stadt Regensburg und der Oberpfalz und darüber hinaus kommen an sein Grab in der Sankt-Pius-Kirche des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder und bitten um seine Fürsprache bei Gott. Die vielen „Anliegenbücher“ geben dafür Zeugnis.

*

Der kirchliche Prozess zu seiner Seligsprechung wurde im März 1953 durch den Bischof von Regensburg, Dr. Rudolf Graber eröffnet und im Frühjahr 2009 abgeschlossen. Die Seligsprechung wurde auf den 4. Oktober im Hohen Dom zu Regensburg festgelegt.

„Uns immerfort beispielhaft voraus“

Die Barmherzigen Brüder des heiligen Johannes von Gott legen außer den Gelübden der Armut, der ehelosen Keuschheit und des Gehorsams ein viertes ab: das der „Hospitalität“, das Versprechen christlichen Dienstes an den Kranken. Was Frater Matthias Heidenreich, von 1980 bis 1992 Provinzial der Bayerischen Provinz der Barmherzigen Brüder, über den Geist der Hospitalität schreibt¹, gilt gewiss nicht nur für die Mitglieder seines Ordens:

Über Fr. Eustachius haben Sie ja alle schon einmal etwas gehört oder gelesen, wenigstens über die markantesten Stationen seines Lebens wie: Geburt, Schulbesuch, Schlosserlehre in München, Sturz vom Baugerüst, Ordenseintritt in Reichenbach, Noviziat, Profess, die Wahl zum Prior und Provinzial, Bau des Regensburger Krankenhauses, Gestapo-Verhöre, sein heiligmäßiges Sterben, seine bis heute andauernde öffentliche Verehrung, sein Seligsprechungsprozess usw. Das sind zwar wichtige Marksteine auf seinem Lebensweg, aber sie spiegeln nicht den ganzen Ordensmann Eustachius Kugler wider. Denken wir nur an seine „geistlichen Vorsätze“. Das sind zwar nur einige wenige Blätter, jedoch von großer Aussagekraft. Sie gewähren einen tiefen Einblick in das Ringen eines Mannes auf dem Weg der Nachfolge Christi und zeugen von einem unaufhörlichen geistigen Kampf von 1893 bis 1946. Fr. Eustachius ist nicht der Mann großer Worte. Er spricht nicht viel. Frater Eustachius meidet jede geschwätzig und oberflächliche Öffentlichkeit, die sich in ihrer Prahlucht wohl fühlt. Musste es dennoch sein, dann bleibt er bescheiden im Hintergrund.

Fr. Eustachius sucht die Stille, die Gemeinschaft mit Gott im Gebet. Und gerade das ist die Quelle, aus der er sein Leben lang schöpft. Das Gebet bezeichnet er als „die Seele des Ordensmannes“ (1940). Wir tun uns heute schwer, das beharrliche Gebet eines Eustachius Kuglers in rechter Weise zu verstehen. Gebet verlangt Stille. Christus geht in die Einsamkeit, um zu beten (Lk 5,16). Frater Eustachius weiß um seine Schwachheit und

Bruder Eustachius Kugler (1867-1946) – „Ich muss Christus in jedem Menschen und in jedem Kranken vor Augen haben“ (1895) – „Der schnellste und sicherste Weg zur Vollkommenheit ist der Weg der Liebe. Alles aus Liebe zu Gott“ (1897).



sein Unvermögen, darum betet er vertrauensvoll zu Gott. Er bittet nicht um Kleinliches oder gar Überflüssiges, er bittet demütig für seine Kranken und für seine Mitbrüder. Das Wort Christi: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ (vgl. Joh. 15,6), nimmt er ganz wörtlich. Wissend um seine Abhängigkeit lobt er Gott und empfängt von Gott. Von Jugend an weiß er: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“.

Den Kranken und Behinderten gegenüber schiebt er jeden Unterschied von Herkunft und Religion beiseite. Für ihn sind sie alle Kinder Gottes, denen er nahe sein will. Ihre Krankheit oder Behinderung sieht er nicht als rein medizinischen „Fall“, sondern seine Sorge gilt dem ganzen Menschen mit Leib und Seele. Nicht in perfekter Organisation und reibungslosem Ablauf der Krankenpflege kann er die Hospitalität des Ordens erblicken, vielmehr fördert er

in den Krankenhäusern und Behinderteneinrichtungen die alte Caritas mit neuen und modernen Mitteln. Herzstück der Hospitalität müssen Güte, erbarmende Liebe und Zuwendung zum kranken und behinderten Menschen sein, was natürlich genaue Diagnostik und eine sachgerechte Pflege einschließt. Unsere Zeitverhältnisse ... verlangen nicht minder das Gebet, damit weiterbestehe, was 1622 in Neuburg beginnt² und in allen Wechselfällen der Zeiten standhält. Das kann aber nicht das Werk von Menschen sein. Die Menschen – in diesem Fall unsere Vorfahren im Orden – sind dabei die Werkzeuge. Ein Werkzeug von erlesener Art hat Gott in seinem Diener, Fr. Eustachius Kugler, sichtbar gemacht. Für uns, die Barmherzigen Brüder, gehört Fr. Eustachius nicht der Vergangenheit an; er ist uns immerfort beispielhaft voraus.

Ein Blick in die Eustachius-Kugler-Gedächtnisstätte in der St. Pius-Kirche des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder in Regensburg.



Der Kern seiner Persönlichkeit

Die Liebe ist die Mutter aller Tugenden. Die Liebe zu Gott entspricht dem Gebot, das den Israeliten im Alten Bund eingeschärft (vgl. Dt 6,5) und von Jesus Christus, dem Herrn, als „größtes Gebot“ bestätigt wird (Mt 22,36 par): „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken“. – In einem Seligsprechungsprozess wird systematisch und streng geprüft, ob bei dem Kandidaten die Tugenden in „heroischem Maße“

gegeben sind. Das Vorbild der Seligen lässt dann auch Tugend-Defizite des Zeitgeistes klarer erkennen. Der Relator des Seligsprechungsprozesses für Bruder Eustachius Kugler, P. Prof. Dr. Ambrosius Eßer OP, schreibt in diesem Sinne über den Diener Gottes:³

In einer Gesellschaft, die weitgehend nicht mehr an die Wirklichkeit eines Jenseits glaubt, ist es Mode geworden, christliche Tätigkeit ausschließlich an ihrer sozialen Wirkung zu messen. Was den Kranken, Armen und den Opfern einer postchristlichen Gesellschaftsordnung zugutekommt, wird notgedrungen gerade noch an-

erkannt. Aber abgesehen davon, dass jede soziale Wirksamkeit von Christen auf der Nächstenliebe beruht, fragt fast niemand nach der Gottesliebe, ohne die es keine Nächstenliebe geben kann. Selbst innerhalb der katholischen Kirche ist das Bewusstsein hiervon weithin verschwunden. Dennoch ist es ein Unterschied, ob ein Arzt in einem Entwicklungsland für seine Tätigkeit ein enormes Gehalt erhält oder ob ein Entwicklungshelfer oder Ordensbruder dieselbe Tätigkeit praktisch für Gotteslohn ausübt. Nur die Gottesliebe vermag einem Menschen die Kraft zu geben, jahre- und jahrzehntelang Übermenschliches zu vollbringen. Fr. Eustachius Kugler war einer dieser Menschen, die durch die Gottesliebe über ihre bescheidene menschliche Natur hinauswachsen. Schon seine häufigen Gebete, seine Anbetung des Altarssakramentes hätten sich bald als hohle Formalismen erwiesen, wären sie nicht erfüllt gewesen von einer mächtigen Gottesliebe. Er wäre schnell lächerlich geworden, was freilich nie der Fall war. Vielmehr war er immer überzeugend, auch in seiner Frömmigkeit. Es gibt keinen bekannten Zeitgenossen, der in ihm nicht eine zutiefst bewegende Persönlichkeit gesehen hätte. Ohne die Gottesliebe hätten die Verfolgung durch die Nazis und die anderen verheerenden Ereignisse, denen er widerstehen musste, zu einer Verhärtung des Charakters geführt. Aber gegen Ende seines Lebens wurde Fr. Eustachius eher noch milder als vorher. Ansonsten muss man feststellen, dass die Gottesliebe immer nur mittelbar aufgefunden werden kann, eben weil sie sich auf Gott richtet. Die Mitbrüder konnten sie an der Ausdauer und Glut seiner Gebete feststellen, aber auch vor allem an seinen Rundschreiben, die am besten sein Denken zum Ausdruck bringen. Seine strenge Aszese sollte alles aus dem Wege räumen, was ihn in der Gottesliebe behinderte, Gedanken, Sorgen, Gefühle, Zornesanfalle. Andererseits ertrug er schweigend die Wutausbrüche anderer. Es wurde ihm ein „Fluidum“ der Gottesliebe zugeschrieben, das sich auf seine Umgebung übertrug. Seine Haltung drückte sich in dem Wahlspruch aus: „Alles aus Liebe zu Gott.“ □

Dokumentation: Heinz Froitzheim

Der hl. Johannes Ciudad, später Johannes von Gott genannt (Gemälde von Pedro da Raxis; Granada) - * 8.3.1495 in Montemór o Novo (Portugal), + 8.3.1550 in Granada. 1691 heiliggesprochen. 1886 von Papst Leo XIII. und 1930 nochmals von Papst Pius XI. zum Patron der Krankenhäuser, des Krankenhauspersonals und der Kranken ernannt. Gedenktag: 8. März.

Nach einem abenteuerlichen Leben als Hirte, Soldat und hausierender Buchhändler änderte Johannes Ciudad im Alter von 44 Jahren unter dem Eindruck einer Predigt des Johannes von Avila sein Leben radikal; er widmete sich hinfort den Kranken, den Geistesgestörten, den Ausgestoßenen. Mit seinem Spital in Granada wurde er ein Bahnbrecher methodischer Krankenpflege. Aus dem Kreis seiner Helfer und Gefährten entwickelte sich der Orden der Barmherzigen Brüder.



¹ Mitgeteilt im Geleitwort zu Ambrosius Eßer, Frater Eustachius Kugler – Barmherziger Bruder im Dienst an kranken und behinderten Menschen; Regensburg 1993, S.VII.

² In Neuburg an der Donau stiftete Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg und Herzog von Jülich-Berg, im Jahr 1622 das Hospital St. Wolfgang, die erste Wirkungsstätte der Barmherzigen Brüder in Bayern.

³ Ambrosius Eßer, Frater Eustachius Kugler – Barmherziger Bruder im

Dienst an kranken und behinderten Menschen; Regensburg 1993; S.95 f

Literaturhinweise:

Gabriele Russotto: Geist und Herz eines vorbildlichen Ordensmannes – Geistliche Aufzeichnungen und Vorsätze des Dieners Gottes Frater Eustachius Kugler O.H. Aus dem Italienischen von Dr. Karl Braun; Regensburg 1960.

Frater Magnus Morhardt: Gottvertrauen und Nächstenliebe. Ein geistl. Profil von Frater Eustachius Kugler. München 2008.

Ist Jesus politikverdrossen?

Mk 10, 35-45

Predigt zu einem aktuellen Thema

Prälat Dr. Wilhelm Imkamp, geboren 1951 in Kaldenkirchen/Niederrhein, wurde 1976 in Rom zum Priester geweiht. Der promovierte Dogmenhistoriker ist seit 1988 Wallfahrtsdirektor von Maria Vesperbild/ Baye-risch Schwaben. Er ist Mitglied der Päpstlichen Theologenakademie in Rom, wissenschaftlicher Berater der Selig- und Heiligsprechungskongregation sowie der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung

Politikverdrossenheit nimmt inzwischen für jede freiheitlich-demokratische Grundordnung ein bedenkliches Ausmaß an. Tendenz steigend, wie alle Umfragen zeigen.

Die Ursachen dieser Verdrossenheit liegen im Misstrauen gegenüber den „irdischen Herrschern“. Jesus stellt in unserem Evangelium schlicht die Tatsache fest: „Ihr wisst dass die irdischen Herrscher ihre Völker unterjochen und dass die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen“ (Mk 10,42). Eine allgemeine Feststellung, zeitlos gültig, durch Erfahrung immer wieder bestätigt!

Macht wird um ihrer selbst willen erstrebt. Politik wird oft nur noch als Gerangel um Pöstchen und Diäten, als Schraubenziehermechanik und Dienstwagenfetischismus wahrgenommen. Und das alles in einer Sprache, die in wabbelnden Nebelwolken Wohlfühlillusionen erwecken und bedienen soll. Klarheit, Deutlichkeit, Mut zum Aussprechen auch unangenehmer Wahrheiten haben für die Politikerkassen aller Zeiten immer nur eher selten zur Grundausstattung

ihrer Grundausbildung gehört. Jesus weiß das, und dagegen setzt er bewusst seine „Anti-Gesellschaft“, die Kirche.

Es fängt mit der Klarheit an, Jakobus und Johannes kommen nicht gleich zur Sache, sie reden um den „heißen Brei“ herum. Jesus zwingt sie, deutlich zu sagen: „Ja, wir wollen zwei Spitzenposten“. Die beiden wollen „mit und neben Jesus die privilegierten Richter Israels sein“ (Rudolf Pesch).

Da macht Jesus ihnen die Richtung klar, die Richtung geht nämlich nicht auf hohe Posten, sondern auf Dienst im Leid, ja bis zum Tod. Auch dazu sind die beiden bereit, wenn es nur ihrer Karriere dient. Ein Versprechen mit schnellem Verfallsdatum, vier Kapitel später stellt Markus knapp fest: „Da verließen ihn alle und flohen“ (Mk 14,50).

Die beiden wussten tatsächlich nicht, um was sie baten. Wie vielen Karrieristen in Politik und Kirche geht es genauso? Jesus nimmt den „apostolischen Karrierismus“ der beiden zum Anlass, den zu Recht verärgerten anderen Aposteln zu zeigen, wie es in seiner Gesellschaft zugehen soll. Nicht wie in der Politik der Mächtigen: es geht um Dienst und dienen. Und der Maßstab dieses Dienstes ist Jesus selbst. Sein Opfer- und Sühnetod ist letztlich der Maßstab für jeden Dienst in seiner Kirche. Nur als Dienst zum Heil ist Machtausübung legitim, das heißt ganz konkret: im Dienen Verantwortung übernehmen bis zum Tod. Das genaue Gegenteil von der Politik, die Macht will, aber sorgfältig alles Unangenehme in gut organisierter Verantwortungslosigkeit aufgehen lässt. Überall, wo Diener Christi sich wie Politiker verhalten, wie Politiker re-

den, wo die Glaubenswahrheiten in organisierter Verantwortungslosigkeit weichgespült werden, da kommt es zur Kirchen- und Glaubensverdrossenheit.

Mit unserem Abschnitt aus dem Evangelium lässt sich natürlich prächtig Kritik an dem, was man gerne „Amts“kirche nennt, betreiben. Aber schon ein kurzer Blick in 20. Jahrhundert zeigt uns etwas ganz anderes. Wohl noch nie in der Geschichte haben so viele Christen den Leidensbecher Christi trinken müssen, haben Verantwortung bis zum Tod übernommen. Das 20. Jahrhundert ist wirklich das „Jahrhundert der Märtyrer“. Kein Grund zur kirchlichen Zufriedenheit, nein nur ein Grund mehr, kleinkarierte Kirchenkritik gelassener zu sehen. Und ein Grund, mit den Worten Jesu bei uns selbst anzufangen: Wie üben wir denn in unserem Alltag die Macht, die wir haben, aus? Wie verkünden wir den Glauben im Alltag? Als Diener Christi oder als Sklaven der öffentlichen Meinung? Als „Kleinpolitiker“, die der „political and clerical correctness“ verpflichtet sind? Sind wir bereit, in Verantwortung zu dienen? Mit allen Konsequenzen? Welche Rolle spielt Jesu Opfer- und Sühnetod in unserem Alltag? Fangen wir mit der Kritik bei uns an und nehmen wir Jesus als Maßstab.

Aus: Wilhelm Imkamp: Fit für die Ewigkeit, Sankt Ulrich Verlag Augsburg, ISBN 978-3-86744-104-9, 1142 S., Euro 9,90





Raymund Fobes:

Eine bekennende, betende und frohe Kirche auf dem Weg zur Erneuerung der Gesellschaft

Bericht vom 9. Kongress „Freude am Glauben“ in Aschaffenburg

Der Kongress ist Licht und Leben. Der Kongress ist Sauerteig. Und der Kongress macht Mut zum frohen Bekenntnis des Glaubens. Zum neunten Mal fand heuer der vom „Forum deutscher Katholiken“ veranstaltete Kongress „Freude am Glauben“ statt, diesmal vom 11. bis zum 13. September in der Stadthalle Aschaffenburg. Der Anstoß, einen solchen Glaubenskongress zu initiieren, kam von dem früh verstorbenen Erzbischof von Fulda Johannes Dyba, dem es lebenslang Anliegen war, die Botschaft des katholischen Glaubens unverkürzt und ganz im Sinne des Lehramtes zu verkünden. Was damals im Jahr 2000, kurz vor dem Tod des genauso unerschrockenen wie für die Zeichen der Zeit sensiblen und ideenreichen Fuldaer Oberhirten, ausgesät wurde, hat bald – mit dem ersten Kongress 2001 – angefangen, Frucht zu tragen – im Lauf der Jahre immer mehr: zwanzigfach, fünfzigfach, hundertfach ...

1800 Teilnehmer waren in diesem Jahr dabei – und das Motto des Kongresses war: „Mit einer starken Kirche die Gesellschaft erneuern“, etwas, was die grundlegende Aufgabe eines jeden Christen ist – Nachfolge Christi, das Mitbauen an Gottes Reich, das mit der Menschwerdung Gottes angebrochen ist.

Gott sichtbar machen in der Welt, um damit das Antlitz der Erde zu erneuern – und dies in der Gemeinschaft der Kirche, Schulter an Schulter mit dem Heiligen Vater, dem diese Erneuerung der Gesellschaft ebenfalls ein Herzensanliegen ist: das alles impliziert dieser Auftrag, der sich im Motto des Kongresses niederschlug. Und der Kongress lieferte dabei nicht weniger als das geistlich-geistige Rüstzeug, mit dem man sich der Herausforderung stellen kann. Dabei standen viele der Impulse in der Tradition des sechsten Kapitels des Epheserbriefes, in dem der heilige Paulus über den

Soldaten Christi spricht, der sich mit Wahrheit gürten soll (Eph 6,14), der zum Schild des Glaubens (V.16) und nach dem Wort Gottes (V. 17) greifen und vor allem nicht mit dem Gebet aufhören soll (V. 18).

**Ohne eine tiefe
Gottesbeziehung geht nichts**

In seiner Predigt beim Eröffnungsgottesdienst des Kongresses, die in der althehrwürdigen Stiftsbasilika St. Peter und Alexander stattfand, betonte der Würzburger Bischof Dr. Friedhelm Hofmann, in dessen Bistum Aschaffenburg liegt, gerade auch die Bedeutung des Betens, der Anbetung und der Eucharistie. Denn, so zeigte er, eine Erneuerung der Gesellschaft gelingt nur mit einer Kirche, in der die Menschen in der tiefen Beziehung zu Gott leben. Und wer diese Beziehung lebt, der wird auch Freude erfahren. Unerlässlich für eine gute Gottesbeziehung sei

Pontifikalamt zur Eröffnung
Stiftsbasilika St. Peter und Alexander Aschaffenburg
S. Exz. Bischof Dr. Friedhelm Hofmann, Würzburg





auch das Bußsakrament, stellte Hofmann ebenfalls heraus – und wies auf die eigentümliche Diskrepanz in unserer Gesellschaft hin, dass man offenbar weniger Probleme damit habe, eigene Schuld in Talkshows herauszuposaunen als sie anonym in einer Beichte zu bekennen.

Zur gelungenen Gottesbeziehung gehöre aber auch die gelebte Nächstenliebe, die Diakonie. Für das Glaubensleben sei es ganz zentral, im Nächsten Christus zu erkennen.

Die Freude am Herrn thematisierte Hofmann abermals in seinem Begrüßungswort in der Stadthalle. Er warnte vor finsternen Gesichtern unter den Christen und plädierte stattdessen für ein optimistisches gewinnendes Christentum – mit einer Weisheit, die sich schon viele heiligmäßige Christen wie etwa Franz von Sales oder Don Bosco zueigen gemacht haben: „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem ganzen Fass Essig“.

Unser Ziel: der Himmel

Schließlich stand diese Freude auch im Mittelpunkt des ersten Referates des Kongresses. Referent war Prof. P. Dr. Karl Wallner, Zisterzienser im Stift Heiligenkreuz bei Wien, Rektor und Professor für Dogmatik an der dortigen theologi-

schen Hochschule, seit einiger Zeit mit seinen Mitbrüdern Plattenstar – jedoch in erster Linie Ordensmann aus Freude, Leidenschaft und Hingabe. Dass Zisterzienser fröhliche Menschen seien, stellte P. Karl zunächst einmal heraus. Dies seien sie aber deswegen, weil sie den Glauben ernst nehmen. Wahre und christliche Freude, das machte Wallner im Lauf seines Vortrags deutlich, kann deshalb entstehen, weil Christen zielorientiert leben. Zielorientierung – das bedeutet nichts anderes, als dass uns Christen bewusst sein muss, dass wir für den Himmel geschaffen sind und es unser erster Wunsch sein muss, in diesen Himmel auch hineinzugelangen. In diesem Zusammenhang erinnerte Wallner auch an die CD mit gregorianischem Choral, die er mit seinen Mitbrüdern aufgenommen hatte und die bald darauf die Hitparaden gestürmt hat. In den Chorälen sei es nämlich um Gesänge aus der Begräbnisliturgie gegangen – ernste Texte und hoffnungsvolle Weisen wie „Ins Paradies mögen Engel dich geleiten.“ So wurde deutlich: Eine Kirche, die nicht die Sehnsucht nach dem Himmel weckt, wird keine fröhliche Kirche und damit auch keine starke Kirche sein können. „Das große Glück“, so P. Karl, „liegt in der Begegnung mit der anderen Welt.“

Zum Altare Gottes will ich treten

Und – auch das machte der Zisterzienser aus Heiligenkreuz deutlich – Gott will zu uns Verbindung aufnehmen. An uns ist es zu antworten, und wenn wir das tun, würden wir „Apostel authentischer Spiritualität“ werden und in die Welt ausstrahlen.

Diese Verbindung zwischen Gott und Mensch, von der P. Wallner sprach, geschieht kaum anderswo so intensiv wie im Sakrament der Eucharistie. Über dieses Thema sprach Bischof Karl Heinz Wiesenmann. Der Oberhirte von Speyer zeigte sehr eindrucksvoll, warum das Altarsakrament Leben in Fülle schenkt – freilich nur dann, wenn es im Sinn der Kirche gefeiert wird. Denn die Feier dieses Sakramentes beruht ja auf einer Vorgabe, die von Jesus Christus, dem Sohn Gottes, selbst kommt. Gerade deshalb sei eine willkürliche Auslegung – gegen die Vorgaben Jesu und seiner Kirche – nicht statthaft. Besonders plädierte Wiesenmann auch für die Eucharistische Anbetung und erinnerte daran, dass wir aufgrund der dauernden Realpräsenz, die uns in der konsekrierten Hostie geschenkt ist, jederzeit die Möglichkeit haben, mit Christus zusammenzukommen. Deshalb solle auch die Anbetung nicht gegen den Kommunionempfang ausgespielt werden, sagte der

Podium: „Islam – Herausforderung – Chancen – Gefahren?“ von links: Reza Abri, Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus, Bernhard Müller (Moderator), Sr. Hartune Dogan, Msgr. Joachim Schroedel, Pater Josef Herget CM





Bischof und verwies damit auf eine Aussage unseres Heiligen Vaters, die er noch als Kardinal gemacht hatte. Kirchen seien, so Wiesemann, durchbetete und durch die Eucharistie durchwirkte Räume – und, so sagte er am Schluss seines Vortrags: „Man ist nie derselbe wie vorher, wenn man kommuniziert hat.“

Natürlich hatte die Vielfalt sakramentaler und liturgischer Feiern, die die katholische Kirche kennt, auch einen wichtigen Platz auf dem Kongress: eucharistische Anbetung, eine Lichterprozession und die Feier der heiligen Messe, die sowohl im „ordentlichen“ Ritus im dem Eröffnungs- und Schlussgottesdienst gefeiert wurde, wie auch im „außerordentlichen“ Ritus nach dem vom seligen Papst Johannes XXIII. promulgierten Messbuch von 1962.

Diese heilige Messe, die in der barocken Muttergotteskirche als levitiertes Drei-Herren-Amt stattfand – Zelebrant war P. Axel Maußen, Leiter des deutschsprachigen Distrikts der Priesterbruderschaft St. Petrus – beeindruckte durch ihren symbolischen Reichtum, der allerdings alles an-

dere als ausschmückendes Beiwerk war, sondern auf das wesentliche Mysterium der Eucharistie hinwies: die reale und dauernde Präsenz Jesu Christi. Die ganze Messfeier war dadurch, dass sie sich auf den in ihr anwesenden eucharistischen Christus konzentrierte, ausgerichtet auf die Sehnsucht des Christen und ihre Erfüllung, die bereits im Psalm „Iudica“ (Ps 43) ausgedrückt wird, der am Anfang der Feier gebetet wird: „Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat juventutem meam – Zum Altare Gottes will ich treten, zu Gott, der mich erfreut von Jugend an.“

Doch auch die heiligen Messen nach dem ordentlichen Ritus beim Kongress waren auf das Mysterium der Eucharistie ausgerichtet. Auch da wurde deutlich, dass den Kirchgängern hier die Gnade Gottes zuteil wird, Ihm persönlich im Sakrament der Eucharistie zu begegnen; dies freilich, weil die Messe ordentlich – und nicht unordentlich, also willkürlich – gefeiert wurde, worauf im Übrigen schon die Konzilsväter, großen Wert legten, mit ihrer Sorge, Neuerungen sehr behutsam anzugehen.

Um die Berufung wissen

Die Predigt bei dem Gottesdienst, der am Fest „Maria Namen“ gefeiert wurde, hielt der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke. Ausgehend von der Berufung Mariens, Mutter Gottes zu werden, sprach er davon, dass auch jeder Mensch ganz persönlich von Gott gerufen wird. Wer aber auf diesen Ruf Gottes hört, ihm also gehorsam ist, dessen Leben wird reicher. Gott ruft unseren Namen, so der Bischof weiter, durch die Kirche. Verstopft man sich nicht die Ohren, wenn man das eigene Urteil über das Wort der Kirche stellt, fragte Hanke. Doch wenn der Mensch Gottes Willen annimmt, dann wird er nicht kleiner, sondern größer.

Die unterschiedlichen Berufungen in der Kirche standen im Mittelpunkt der Referate von P. Dr. Peter Willi, international Verantwortlicher der Priestergemeinschaft der geistlichen Familie „Das Werk“ und von Domherr Christoph Casetti, Bischofsvikar für Glaubensverkündigung und Katechese im Bistum Chur in der





Schweiz. P. Dr. Willi sprach über die wichtige Frage „Wie erkenne ich eine geistliche Berufung?“ Dabei stellte er heraus, dass Gottes Ruf eine Unruhe, ein Drängen, den geistlichen Weg zu gehen, im Menschen hervorruft. Wer eine solche Unruhe in sich spürt, der sei gut beraten, sie ernst zu nehmen.

Wen Gott nun in seinen besonderen Dienst beruft, den fordert er ganz; er will, dass der Berufene sich voll und ganz für ihn einsetzt. Übrigens – auch das stellte P. Willi heraus – seien es gerade nicht immer die bereits perfekten Menschen, die Gott erwählt – oft genug sind es schwache Menschen gewesen wie Petrus oder sogar Sünder wie der vor seiner Bekehrung auf vielen Irrwegen wandelnde heilige Augustinus. Gott ruft aber auch zu einer Liebe, die Anstrengung und Schweiß kostet. Berufung braucht Opfergeist, stellte P. Willi heraus, und darum hat die Tugend der Keuschheit hier ihren guten Sinn. Sie verleiht die Stärke des Charakters, um Gottes Ruf mit dem gebührenden Ernst zu beantworten.

Bischofsvikar Casetti sprach in seinem Referat über die Bedeutung der

Laien in der Kirche. Dabei nahm er die Konstitution über die Kirche des Zweiten Vatikanums „Lumen Gentium“ in den Blick und zeigte, wie das Konzil die Rolle der Laien bestimmt. Casetti erinnerte daran, dass es eine ganz zentrale Aussage des Konzils gewesen sei, dass ausnahmslos alle Christen zur Heiligkeit berufen sind – was auch bedeutet, dass alle Christen, Laien wie Kleriker, die gleiche Würde haben. Die Kirche, die das Konzil vorstellt, ist eine Kirche aus Laien und Klerikern. Kirche sind alle – und darum gibt es auch keine von den Laienchristen getrennte „Amtskirche“. Den Laien aber kommt eine besondere Aufgabe zu. Sie sollen in ihrer Welt das Evangelium verkündigen, in ihrem Beruf und – was auch ganz wichtig ist – in der Familie. Diese Verkündigung geschieht in erster Linie durch das Lebenszeugnis, dann aber auch durch das Sprechen über den Glauben und seine Inhalte.

Was das Verhältnis der Laien zur Hierarchie betrifft, so ist nach „Lumen Gentium“ ehrliche Kritik erlaubt – sie soll aber offen und vor allem liebevoll sein, und sie muss

auch wirklich kompetent sein, also von solider und umfassender theologischer Kenntnis gerade auch der kirchlichen Dokumente getragen sein. Dazu kommt, dass das Recht auf Kritik nach den Aussagen von „Lumen Gentium“ nicht die Pflicht zum Gehorsam gegenüber der kirchlichen Autorität aufhebt. Und was die Rechte der Laien betrifft, wies Casetti darauf hin, dass die Gläubigen das Recht darauf haben, das Wort Gottes so zu hören und die Sakramente so zu empfangen, wie die Kirche sie vorgibt. Wenn also Priester oder auch Ordensleute und Laien die kirchlichen Vorgaben für sakramentale Feiern eigenmächtig verändern, missachten sie im Grunde das Recht der Gläubigen, die Sakramente im Sinn der Kirche zu empfangen.

Mit dem Heiligen Vater verbunden

Ganz konkret über die Verbundenheit der Kirche mit dem Stuhl Petri sprach der Nuntius in Deutschland Bischof Jean-Claude Périquet. Er zeigte zum einen, dass bereits für die



Podium: „Wo Christen zusammenstehen müssen“
von links: Hartmut Steeb, Norbert Geis MdB, Manfred Libner, (Moderator) Prof. Dr. Klaus Reder, Andreas Späth





„Mit einer starken Kirche die Gesellschaft erneuern“

Kirchenväter in der frühen Kirche der Bischof von Rom eine Sonderstellung gegenüber den anderen Bischöfen hatte. Périsset erinnerte an John Henry Newman (1801–1890), der sich als anglikanischer Theologe mit der Alten Kirche befasste und entdeckte, dass es die römisch-katholische Kirche war, die sich nie abgespalten hatte und sich so am ehesten auf den Ursprung zurückführen ließ. Newman wurde daraufhin katholisch – und dies, weil er seinem Gewissen treu bleiben musste, das ihn rief, der Wahrheit entsprechend zu leben.

Périsset verlas auch das Grußwort des Heiligen Vaters Papst Benedikt XVI., der die Teilnehmer ermutigte, die Gesellschaft aus dem Geist des Evangeliums mitzugestalten – so insbesondere, wenn es um die Menschenwürde geht oder die Rechte der sozial Schwachen.

In besonderer Verbindung mit dem Heiligen Vater weiß sich auch die „Generation Benedikt“, in der sich Jugendliche und junge Erwachsene zusammengefunden haben, um den Geist der Botschaft von Papst Benedikt durch ihr Leben zu bezeugen. Eines ihrer Gründungsmitglieder, der Student Nathanael Liminski, sprach über die Situation der Jugend heute. Er machte deutlich, dass es trotz nicht zu übersehendem Desinteresse am Christentum be-

merkenswerte Aufbrüche bei einer Jugend gibt, die sich nach Treue und tragendem Sinn sehnt, – eben das, was die Kirche bietet.

Der not-wendende Auftrag: das gemeinsame Bekenntnis zu Christus

Starke Kirche – das bedeutet auch eine sich zum Glaubensgut und zum Heiligen Vater bekennende Kirche. Gerade darauf wurde auch immer wieder beim Kongress hingewiesen. So erinnerte bereits bei der Eröffnungsansprache Prof. Dr. Hubert Gindert, der Leiter des Forums Deutscher Katholiken, an die unerschrockene Haltung von Bischof Johannes Dyba, der nicht zeit-, sondern ewigkeitsgemäß lebte. Er fühlte sich immer dem Willen Gottes verpflichtet und lehnte es deshalb ab, aus bloßer „political correctness“ zu schweigen oder sich zu verbiegen. Bekennermut bewies auch Christoph Lehmann, der in Berlin die Initiative „Pro Reli“ angestoßen hat, die per Volksentscheid den Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach in der Bundeshauptstadt etablieren wollte. Wenn auch der Volksentscheid nicht die nötige Mehrheit erhielt, so konnte Lehmann doch ein großes Interesse an seiner Initiative feststellen – und damit auch an Gott über Partei- und Konfessionsgrenzen hinaus.

Gerade der Erfahrungsbericht von Christoph Lehmann machte deutlich, dass alle Christen auch überkonfessionell zusammenhalten müssen, wenn es gilt, den Glauben an Christus gegen den wachsenden Atheismus zu verteidigen. Deutlich wurde das in einer Podiumsdiskussion mit dem bezeichnenden Titel „Wo Christen zusammenstehen müssen.“ Diese Diskussion, die zeigte, dass die Chance wahrer Ökumene in dem gemeinsamen Bekenntnis zu Christus als dem Sohn Gottes und dem Einsatz für christliche Werte liegt, mündete in die Verabschiedung einer Resolution, in der eine Zusammenarbeit aller Christen gefordert wurde: beim Ja zum Lebensschutz, im Einsatz zur Verstärkung der Palliativmedizin und Hospizbewegung, in der Förderung von Ehe und Familie gegenüber nichtehelichen Formen des Zusammenlebens, bei einem Nein zur Adoption durch Homosexuelle, im Einsatz zur freien Ausübung der Religion und zur Heiligung des Sonntags.

Für das klare Bekenntnis zum christlichen Glauben – gepaart jedoch mit tiefem Respekt gegenüber dem Andersgläubigen – machte sich auch eine zweite Resolution stark, die die Beziehung der Christen zu den Muslimen thematisierte. Der Verabschiedung vorausgegangen war eine Podiumsdiskussion, die

Hochamt Mutter Gottes Pfarrkirche Pater Axel Maußen FSSP, Heilige Messe in der außerordentlichen Form des römischen Ritus





vor allem zeigte, dass eine religiös indifferente, also von religiösem Desinteresse oder falscher Toleranz getragene Haltung, bei unseren muslimischen Mitmenschen gar nicht gut ankommt, mehr dagegen eine tiefe Glaubenspraxis, auch wenn sie eine christliche ist. Doch die Unterschiede im Gottesbild dürfen nicht unter den Tisch gekehrt werden, zumal es für einen Muslimen unmöglich ist, zu glauben, dass Gott dem Menschen so nahe sein kann, wie es der Mensch gewordene Gott der Christen ist.

Nicht unerwähnt blieb in der Diskussion auch, dass es gerade heute in islamischen Ländern starke Benachteiligungen von Christen gibt. Dass es aber auch hierzulande mit den Menschenrechten nicht zum Besten bestellt ist, war Inhalt einer weiteren Resolution des Kongresses. So wird durch das Recht auf Abtreibung das Lebensrecht für alle ganz klar verletzt, aber auch die Meinungsfreiheit und die Freiheit der Religionsausübung sind bedroht. Aus diesem Grund fordert der Kongress die Deutsche Bischofskonferenz auf, einen Menschenrechtsbeauftragten zu bestellen, der die Lage der Menschenrechte beobachten und darüber einen jährlichen Bericht erstellen soll, und darüber hinaus die Aufgabe hat, Vorschläge für eine Strategie der Kirche für den Schutz der Menschenrechte in Deutschland zu erarbeiten.

Gottes Willen ist Gottes Liebe und Grund unserer Freude

Seinen feierlichen Abschluss fand der Kongress mit dem Pontifikalgottesdienst, dem Nuntius Périsset vorstand. Er thematisierte in seiner Predigt nochmals das, was Grundlage jedes christlichen Engagements und jedes unerschrockenen Bekenntnisses sein muss: die Freude am Herrn. Dabei stellte er allerdings einen Dialog des heiligen Franziskus mit seinem Sekretär Bruder Leo über die Freude vor, der provoziert. Da sagt der Poverello nämlich: „Wenn wir am Ende unseres Weges durchnässt und hungrig zum Konvent kommen und der Bruder uns wie Verbrecher wegschickt, dann ist das für uns vollkommene Freude, wenn wir es als etwas, das Christus uns geschickt hat und das wir um seiner Liebe willen erleiden dürfen, annehmen und nicht gegen den Pförtner murren.“ Dieses Wort des Heiligen von Assisi macht deutlich: Ich darf mich freuen, weil ich herausgefordert bin mich zu bezwingen, um mich nach Gottes Willen auszurichten.

Denkt man diesen Gedanken von Nuntius Périsset – auch im Sinn der Frömmigkeit des heiligen Franziskus – weiter, so kommt man zu dem Schluss, dass Freude an Gottes Willen deshalb aufkommt, weil Gottes

Willen Gottes Liebe ist. Und da, wo wir Gottes Liebe begegnen, entdecken wir die Freude. So ging es den Jüngern, die nach der Rede Jesu vom „Brot des Lebens“ (Joh 6,22–71), die für viele ein Skandal war, vom Herrn gefragt wurden: „Wollt auch ihr gehen?“ Sie gaben zur Antwort: „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens.“

Wenn der nächste Kongress „Freude am Glauben“, der vom 27. bis 29. August 2010 wieder in Fulda stattfindet, das Thema hat: „Die Kirche: Säule der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs“, so steht er nach Ansicht des Verfassers dieser Zeilen ganz im Licht der Brotrede. Hier spricht Jesus, das Haupt der Kirche, die Wahrheit aus „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird leben in Ewigkeit.“ (Joh 6,51) Genau das erzeugt Widerspruch, wie es die Wahrheit immer wieder tut. Aber die Kirche – das sind die, die sagen: „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens“ – wird trotz des Widerspruchs ihrem Haupt treu bleiben.

„Worte ewigen Lebens“ waren auch bei „Freude am Glauben 2009“ zu vernehmen. Vergelt's Gott allen Organisatoren, Referenten, Zelebranten und allen anderen, die diesen Kongress durch ihre Unterstützung mitgetragen haben. □



Lichterprozession mit Marienweihe mit S. Exz. Weihbischof em. Helmut Bauer



Pontifikalamt zum Abschluss Stiftsbasilika St. Peter und Alexander Aschaffenburg, Erzbischof Jean-Claude Périsset, Apostolischer Nuntius in Deutschland

Bei Wind und Regen

Joachim Kardinal Meisner segnet Gedenk-Stelen auf dem Marienfeld bei Köln

„Die Hunderttausenden sollen weiter hierher kommen: Der Papsthügel auf dem Marienfeld bei Köln kurz vor der Vigilfeier mit Papst Benedikt XVI. am 20. August 2005.“



Sonst wäre es wohl kein wirkliches Weltjugendtagsgedenken gewesen: Sturm böen, Regen und Kälte bestimmten das Wetter pünktlich zur Einweihung der Gedenkstelen auf dem Papsthügel des Marienfelds bei Köln am Samstag, dem 5. September 2009. Die im Umkreis gelegenen Gemeinden hatten gemeinsam mit der Jugendseelsorge im Erzbistum Köln dazu eingeladen, die feierliche Einsegnung gemeinsam mit dem Gastgeber des XX. Weltjugendtags 2005, dem Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner, zu begehen. Über 300 Menschen jeden Alters waren auf den nachträglich befestigten Papsthügel gekommen. Mit der Aufstellung der Stelen auf dem Marienfeld endet vorerst die Gestaltung des Hügels, auf dem Papst Benedikt XVI. 2005 den Abschlussgottesdienst des Weltjugendtags gefeiert hatte.

Ein sichtlich froh gestimmter Kardinal schritt den neu eingerichteten „Dreikönigsweg“ ab und segnete dabei die drei neugestalteten Stationen. Der Düsseldorfer Künstler und Professor Thomas Kessler hatte das theologische Konzept künstlerisch umgesetzt. Die Aufgabe, die vielen Künstlern in einem Wettbewerb gestellt worden war, lautete, künstlerisch darzustellen, was vor genau vier Jahren der Papst und mehr als eine Million junger Menschen beim Weltjugendtag auf dem Marienfeld getan hatten: Wie die Heiligen Drei Könige hatten sie sich auf den Weg gemacht, um Jesus Christus zu suchen, zu finden und ihn anzubeten. Zusammen mit den anderen Mitbewerbern war Kessler vor zwei Jahren mit einem Bus zum Marienfeld gebracht worden. Zuvor waren die Künstler über die theologische Konzeption informiert worden, die Weihbischof Dr. Heiner Koch und Pater Manfred Kollig ss.cc. entwickelt hatten. Auf dem

„Als Gastgeber des XX. Weltjugendtags sichtlich froh gestimmt bei der Einweihung des neuen Pilgerwegs zum Papsthügel: Joachim Kardinal Meisner“



Papsthügel konnten sie sich umsehen, um eine erste Idee für ihre ganz persönliche Umsetzung zu entwickeln. Eigenen Aussagen nach stellte sich der Bildhauer und Maler damals die Frage: „Bekomme ich die Spannung, die von diesem welthistorischen Ort ausgeht, der viele Menschen anzieht, und die zu religiöser Erfahrung führt, in den Gesichtern und der Körperhaltung der Figuren hin?“ Der Pilgerweg auf den Papsthügel passiert die drei mit Stelenkompositionen versehene Stationen als Orientierungs- und Meditationspunkte. Jeweils drei Stelen aus Basaltlava umrahmen eine Stahlskulptur, die einen der heiligen drei Könige mit seiner Gabe – Gold, Myrrhe oder Weihrauch – darstellt. Diese Stationen sollen das Suchen gerade auch junger Menschen darstellen, wie Meisner in seiner Predigt im Rahmen des anschließenden Wortgottesdienstes erläuterte.

Das Gold der ersten Station repräsentiere dabei besonders die Jugend, welche mit „dem Gold der Zukunft“ an Gott herantrete. Das Gold solle dazu anregen, über das Leben als Schatz nachzudenken und das Kostbare im eigenen Leben zu betrachten. Die mittlere Figur stehe für die Menschen mittleren Alters, die mitten im Leben stehend mit der Myrrhe ihre ganze Arbeitskraft dem Reich Gottes zur Verfügung stellten. Die Myrrhe rücke auch die Schattenseiten des Lebens in den Blick. Sie stehe für Leiden und Tod, doch verweise sie zugleich auf ihre heilende Kraft. Die letzte Stele wiederum zeige vor allem die alte Generation, die mit ihrer Weisheit – dargestellt in Form des Weihrauchs – dem Werk Gottes dienen wolle. Der Weihrauch lade zum Gebet in Stille ein. Nach diesen Stationen des Suchens führt der neu eingerichtete Pilgerweg auf dem Hügel zu Stationen des „Findens“: etwa zur kleinen Marienkapelle, wo

sich Jesus als der neugeborene König in einem Kind zeigt. In der Kapelle, gestiftet vom langjährigen Chefredakteur der Kirchenzeitung des Erzbistums, Prälat Erich Läufer, ist eine Kopie des Marienbilds von Loreto zu sehen, die Jugendliche aus Italien als Gastgeschenk zum XX. Weltjugendtag mitgebracht hatten. Es entspricht mittlerweile einer Tradition, dass die stets zahlreich vertretenen jungen Menschen aus Italien die Madonna von Loreto bei den Weltjugendtagen auf der ganzen Welt mit sich tragen. „Wie die Drei Weisen überrascht sind, den König im Stall von Betlehem und in ihm Gott zu finden, vor dem sie niederknien, so gilt es auch für uns, den für uns so oft überraschenden Gott in unserem Leben zu entdecken“, erläuterte Weihbischof Dr. Heiner Koch als einer der Autoren das theologische Konzept.

Von der Kapelle aus führt der Pilgerweg zu Altar und Kreuz im Zentrum des Hügels, auf dem Papst Benedikt XVI. im August 2005 die Vigil und die Abschlussmesse des XX. Weltjugendtags mit rund 1,2 Millionen Teilnehmern gefeiert hatte. Das Kreuz als Thron Gottes, der eben nicht aus Gold, sondern aus Hingabe und Liebe bestehe, stellt damit das Zentrum des neu gestalteten Hügels dar.

Bei den Besuchern dieses Ortes der Erinnerung und des Gebets kommt die neue Gestaltung gut an. Diejenigen, die damals dabei waren, erinnerten sich an die klirrende Kälte der Nacht vom 20. auf den 21. August 2005. Unter Mülltüten und Plastikplanen hatten damals über 800.000 Menschen im Schlafsack die Nacht auf dem Feld verbracht. Für Meisner ein Zeichen, dass man auf „die Menschen des Weltjugendtags“ zählen kann. Das habe sich nach Ansicht des Kardinals auch gezeigt, als bei allen bisherigen Ge-

denkveranstaltungen Hunderte Wind, Regen und Sturm getrotzt hätten. Erst im Mai war unter ähnlich schwierigen Wetterbedingungen im Rahmen einer der Feierlichkeiten auf dem Kölner Roncalli-Platz eine Gedenktafel eingeweiht worden, welche mit Johannes Paul II. und Benedikt XVI. die beiden Päpste des XX. Weltjugendtags darstelle, so der Kölner Erzbischof.

In seiner Homilie wies der Erzbischof auf die Bedeutung der Erinnerung an den XX. Weltjugendtag für die Gesamtkirche hin. Dabei hob er besonders die eucharistische Anbetung im Rahmen der Vigilfeier hervor. Diese Momente der stillen Anbetung des Herrn durch Hunderttausende seien nicht nur dem Papst in guter Erinnerung geblieben, sondern auch für die Weltkirche von großer Bedeutung. So hätten die bischöflichen Mitbrüder bei der Synode zum Thema „Eucharistie“ im Oktober 2005 zahlreich auf die Erfahrung auf dem Marienfeld hingewiesen. Meisner folgerte, dass die eucharistische Anbetung das Zentrum kirchlichen Handelns darstellen müsse, wie es vor allem die Gastgeberländer der vergangenen Weltjugendtage alle gleichermaßen erfahren und gelernt hätten.

Der Papsthügel als Ort der katholischen, all umfassenden Weltkirche – so wünscht es sich der Kölner Erzbischof und sieht viele Gründe dafür. Neben dem Charakter als gemeinsamer Erinnerungsort sei auch die Tatsache zu bedenken, dass der Hügel nicht zuletzt dadurch entstand, dass im Rahmen einer Vorbereitungskonferenz im Vorfeld des XX. Weltjugendtags Erde aus über 90 Ländern mitgebracht wurde, die genau dort in den Hügel eingelassen wurde, wo heute das Kreuz steht. Die Botschaft ist klar: Auf dem Fundament der Weltjugendtage kann noch viel gebaut werden. □

P. Canisius Friedrich OP:

Seelsorge in dünner Luft

Ein Brief aus Bolivien

Kurzer, zusammenfassender Bericht über das Wirken eines deutschen Dominikaners in Bolivien.

Die Zeit eilt wie im Fluge dahin. Insgesamt bin ich inzwischen 46 Jahre in Latein-Amerika, hauptsächlich in Bolivien, und davon nun 22 ½ Jahre in Potosí. Ganz einfach ist das Herumlaufen und Arbeiten hier oben nicht. Die Luft ist dünn und oft recht „frisch“, so dass man besonders in den hiesigen Wintermonaten Juni, Juli und auch noch im August den Ein- druck hat, die Weltraum-Kälte würde Potosí irgendwie heimsuchen, und das ist nicht einmal so verwunderlich. Wir liegen nämlich nicht direkt in einem Tal, sondern auf einer beträchtlichen Höhe, und es geht rauf und runter. Der Hauptplatz von Potosí vor der Kathedrale liegt auf 4080 Metern Höhe.

Trotzdem haben wir hier oben noch eine recht üppige Vegetation. Das erklärt sich dadurch, dass wir uns noch in Subtropischer Zone befinden.

Zunächst war ich auf dem Lande etwas weiter unten, auf nur 1800 m Höhe tätig.

Doch wie kam ich nach Potosí? Als P. Vinzenz Bernedo, unser „Heiliger Pater von Santo Domingo“ – so sein Titel bereits zu Lebzeiten – 350 Jahre tot war, erhielten auch wir deutschen Dominikaner eine Einladung zu den aus diesem Anlass vorgesehenen Feierlichkeiten. Ich fuhr damals als Vertreter unserer Gruppe nach Potosí, und das war im August 1969.

Die alte Dominikanerkirche „Santo Domingo“ in Potosí befand sich in einem jämmerlichen Zustand und der dazugehörige Konvent des Predigerordens war über 150 Jahre Stadtgefängnis von Potosí und bot jedem Fremden einen noch erbärmlicheren Anblick.

Die Leute jammerten und baten mich schon in jenen Tagen, doch in Potosí zu bleiben. Das ging natürlich nicht. Ich hatte erst einige Jahre davor in unserem eigentlichen Gebiet auf dem Lande die Arbeit aufgenommen, und vieles musste weitergeführt werden. Doch die Sache als solche ließ mir wegen unseres heiligen Paters

keine Ruhe mehr. Ich bin danach von Zeit zu Zeit immer wieder in Potosí gewesen, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Erst im November 1986 konnte ich mich von den Arbeiten in unserem Gebiet frei machen und ging dann nach Potosí, um vor Ort zu sehen, was sich da machen ließ. Es fehlte nicht mehr viel, und die Kirche wäre rettungslos verloren gewesen. Auf dem Dach wuchsen Kakteen, sogar Sträucher und sonstige Gewächse verschiedenster Art. Ich wurde für die Rettung der Kirche freigestellt, sollte mir aber das Geld für mein Unternehmen selbst in der Welt selbst zusammensuchen, erpredigen, erlaufen, je nach Umständen, und auch erbetteln. In etwa ist mir das auch gelungen.

Die Kirche ist restauriert und auf jeden Fall gerettet. Vor einigen Jahren erhielt ich von der bolivianischen Regierung auch den Konvent für den Predigerorden zurück. Es wurde ein neues Stadtgefängnis gebaut und die Inhaftierten zogen im April 2001 in ihre neuen Behausungen um.

Mittlerweile sieht nun auch unser Konvent, der über 175 Jahre Gefängnis war, wieder nach Kloster aus. Allerdings habe ich noch etwas mehr als „einiges“ an Schulden zu begleichen. Auch der Konvent ist gerettet, und das ist gewiss nicht wenig.

Der schwedische Botschafter in Bolivien und Perú besuchte mich eines Tages, um unsere restaurierte Kirche nebst Konvent kennenzulernen. Er fragte mich bei der Gelegenheit, was meine Hauptaufgabe in Potosí wäre. Meine Antwort war folgende: Ich bin so etwas wie ein Apostolischer Prediger und dazu als Päpstlicher Almosensammler für nahezu ewige Zeiten bestellt.

Bislang bin ich als Dominikaner noch alleine hier oben und daher praktisch für alles zuständig. Das ist nicht immer ganz einfach, und trotzdem ist mein Wirken auch, was Ordensberufe angeht, nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Der erste Dominikaner aus der Diözese Potosí wurde am 15. November vergangenen Jahres, am Fest



des hl. Albertus Magnus, zum Priester geweiht. Weitere vier junge Männer sind noch in der Ausbildung, und für die Seligsprechung unseres „Heiligen Paters von Santo Domingo“ fehlt uns im Moment nur noch das dafür erforderliche Wunder. Alles andere ist bewältigt. Die „Positio“ ist erarbeitet und eine neue Biographie des Paters liegt ebenfalls vor, und damit habe ich meine Arbeit hier auf der Höhe in groben Zügen umrissen und in etwa beschrieben.

Bis vor kurzem hatte ich auch noch allwöchentlich einen Fernsehauftritt von einer halben Stunde bis 40 Minuten. Hin und wieder, soweit die Zeit reicht, halte ich auch Exerzitien für Schwestern.

Sodann muss ich unsere Kirche mit Leben füllen. An Sonntagen habe ich stets drei Hl. Messen mit den entsprechenden Predigten. Auch an den Wochentagen bleibt unsere Kirche natürlich nie geschlossen, und damit komme ich zum Schluss meiner Ausführungen.

Spendenkonto: Kongregation der Arenberger Dominikanerinnen e.V. Mission, Sparkasse Koblenz Konto-Nr.: 26003780 BLZ 570 501 20 Bitte mit Vermerk: für P. Canisius, Potosí

Zurück in die Barbarei

Was uns nach der Wahl in der Familien- und Gesellschaftspolitik erwartet

Es gab mal eine Zeit, da war die Würde des Menschen unantastbar. Da galt Artikel 1 unserer Verfassung noch. Diese Zeit ist Vergangenheit seit es die Abtreibungsgesetze und die hunderttausendfache Praxis der De-facto-Fristenregelung in Deutschland gibt. Seither sind ungeborene Kinder in dieser Praxis vogelfrei. Zur Betäubung der Gewissen hat man die Beratungsregelung erfunden. Sie dient einer im Grunde radikalfeministischen Politik als Alibi, sie ist der – durchsichtige – pseudomoralische Lendenschurz der Gutmenschen mit und ohne hohes C.

Und es gab mal eine Zeit, da stand die Familie, „der Kern aller Sozialordnung“, wie Papst Benedikt XVI. sie definiert, auch unter dem besonderen Schutz des Staates, auch da galt die Verfassung noch und das „natürliche Recht“ und die „zuvörderst“ den Eltern „obliegende Pflicht“, ihre Kinder zu pflegen und zu erziehen (Art. 6, Abs.2, GG). Heute aber nimmt die Politik nur noch den letzten Satz des Artikels 6 wirklich ernst. Dort heißt es: „Über ihre (also der Eltern) Tätigkeit wacht die staatliche Gemeinschaft.“ Es ist ein furchtbarer Ernst. Denn es geht nicht mehr um das Kindeswohl, sondern um das Objekt Kind, um die Funktionseinheit Familie, um die Verfügung über die einzelnen Familienmitglieder mittels eines rechtlich-chirurgischen Instrumentariums der Familien- und Reproduktionspolitik.

Und es gab mal eine Zeit, da galt die Ehrfurcht vor dem Alter noch, das heißt vor allem vor der Würde des Lebensabends. Auch diese Zeit ist seit einem Monat vorbei; seit dem 1. September gilt das Gesetz über die Patientenverfügung. Es ist die schiefe Ebene in die Euthanasie, es ist die

rechtliche Grundlage für die Entsorgung der Alten via Altenkrippe und Pflege-Durchgangsstation.

Die Zeiten, in denen wir heute im Jahr 2009 des Herrn leben, sind Zeiten neu aufkommender Barbarei. Die Alten und ihre Würde? Das ist nicht nützlich für die Erwerbsbevölkerung. Die Eltern und ihre Erziehungskompetenz? Da müsste man ja Vertrauen zu Eltern haben. Die Ungeborenen und ihr Potential? Das müsste doch zu heben sein, ohne dass man die Frauen bindet. Familie wird seziert in Funktion wirtschaftlicher und ideologischer Bedürfnisse. Eltern wird misstraut, wenn sie Eltern sein, also Kinder bekommen und diese lieben und auch noch selber erziehen wollen. Erst recht, wenn sie auch noch für ihre eigenen Eltern sorgen, sie pflegen wollen. Dafür gibt es Kitas und Altenkrippen. Wir haben es hier mit dem Vollzug eines Paradigmenwechsels zu tun, mit der Vorstellung von einem neuen Menschen, „gegendert“ selbstverständlich und absolut verfügbar für den Arbeitsmarkt. Ziel ist der erwachsene, total verfügbare Arbeitnehmer. Das ist der Hauptzug der neuen Gesellschaftspolitik in der Großen Koalition, und auch die neue Regierung, wie immer sie sich zusammensetzt, wird diesen Zug fortsetzen. Denn der Paradigmenwechsel ist vollzogen.

Wie ist das passiert? Still und heimlich, nur bisweilen schlugen die Wellen hoch. Erinnern wir uns. Krippenkrieg im Winter 2007: In der Bildzeitung wirft Steffen Flath, damals Kultusminister in Sachsen, der CDU-Familienministerin Ursula von der Leyen vor, mit ihrer Krippenpolitik die DDR „wiederauferstehen“ zu lassen. Sekundiert wird er von Experten und Verbänden, die die neue Familienpolitik kritisch beobachten.

Von Kollektiverziehung wie in der DDR, „feministischer Ideologie“ und der Missachtung von Müttern als „Gebärmaschinen“ ist die Rede. Die Ministerin zeigt sich empört, eine enge Mitarbeiterin beruhigt sie: „Das sind doch nur Sektierer.“ Parteifreunde der Ministerin werden verständigt, Flath durch Anrufe zurechtgewiesen – „der hat eins auf den Deckel bekommen“, freut sich die Mitarbeiterin. Flath aber bleibt standhaft. In einem Interview mit dem Deutschlandfunk legt er nach. Das alles erinnere ihn doch sehr an die DDR. Und: Eltern hätten sich schon daran gewöhnt, dass sie von der Politik wenig Anerkennung für ihre Leistung bekämen, aber dass sie sich „jetzt ausgerechnet noch vor der CDU rechtfertigen müssen, wenn sie sich liebevoll um ihren Nachwuchs zu Hause kümmern“, das „verschlägt den Leuten regelrecht die Sprache“. Auch in anderen CDU-geführten Bundesländern grollt es. In Berlin dagegen waltet die Ministerin unangefochten. Sie steht unter dem besonderen Schutz der Kanzlerin. In einem Interview mit der laut applaudierenden *Süddeutschen Zeitung* kündigt sie an, in den nächsten Jahren 500.000 zusätzliche Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren zu schaffen. Das Programm läuft.

Es ist kein neues Programm. Noch in der Amtszeit von Renate Schmidt hatte die Bundesregierung 2004 das Tagesbetreuungsausbaugesetz (TAG) beschlossen: Bis 2010 etwa 250.000 Betreuungsplätze für Kleinkinder einzurichten. Damit sollte die Krippenversorgung in Westdeutschland auf „das westeuropäische Niveau“ angehoben werden. Jetzt sollten zusätzlich zum „TAG“ noch eine halbe Million Plätze dazukommen. Damit würden – so hieß es – für 35 Prozent der Kleinkinder Plätze angeboten – wie es auch die EU vorgebe. Einige

Unionspolitiker und Experten äußern Zweifel an dieser Zahl. Andere wissen, dass es sich um eine Empfehlung (keine Richtlinie!) des Europäischen Rates im Rahmen einer „Beschäftigungsstrategie“ handelt. Und auch die Rechnung ist einfach: Im Jahr 2013 werden angesichts der Geburtenzahlen – Prognosen in der Demographie gehören zu den treffsichersten überhaupt – maximal zwei Millionen Kinder unter drei Jahren in Deutschland leben. Wenn ein Drittel aufgrund des Elterngelds zuhause betreut wird, bleiben 1,3 Millionen. 750.000 Plätze machen da schon rund 60 Prozent aus. Berlin kann Übersoll nach Brüssel melden.

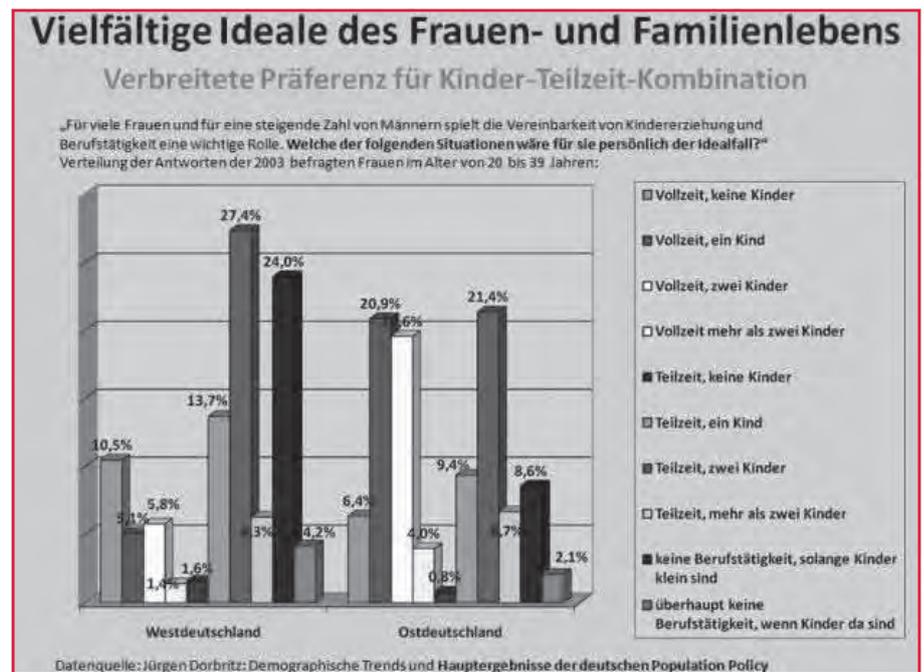
Soviel Plätze werden weder gebraucht noch von den Müttern gewünscht. Seriöse Untersuchungen zeigen es, das Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie hat in seinem wöchentlichen Newsletter eine Grafik dazu erstellt (www.idaf.org). Die meisten Mütter wollen demnach ihre Kinder selber erziehen und einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen. Das will das Volk. Aber das stört nicht. Berlin geht seinen Weg der Familienpolitik mittels Ausbau der Infrastruktur. Auch in Paris, wo die OECD offenbar seit einiger Zeit mit Argusaugen die Betreuung und Bildung der Kinder in Deutschland verfolgt, kann jetzt Meldung erstattet werden. Noch 2004 hatte die OECD der Bundesrepublik „einen eklatanten Rückstand bei der Kinderbetreuung für die unter Dreijährigen in Westdeutschland“ bescheinigt – und zugleich den hohen Versorgungsgrad in Ostdeutschland als vorbildlich gewürdigt.

Als Vorbild diente die Krippenpolitik der DDR nicht nur der OECD, sondern auch Renate Schmidt: Sie wollte „die Chance nutzen, positive Entwicklungen in der Bundesrepublik – wie die allmähliche Emanzipation der Männer – mit positiven Entwicklungen der DDR – wie ausreichende Betreuungsmöglichkeiten – zu verbinden“. Die in Westdeutschland verbreitete Skepsis gegenüber der Ganztagsbetreuung von Kindern führte von der Leyens Vorgängerin darauf zurück, dass, wie sie in ihrem Buch SOS-Familie schreibt, „viele Mütter ihre derzeit einzige Machtposition, die sie innehaben, räumen

müssten“. „Sie wären gezwungen, sich neu zu orientieren, weil vieles von dem, was sie bisher gearbeitet haben, wo sie das Sagen, also die Macht haben, von anderen erledigt würde. Die unterschwellige Angst stellt sich ein, dann überflüssig zu werden.“

Diese Sätze sind decouvrierend oder auch verräterisch. Familienpolitik wird gesehen als Machtpolitik. Das sind nicht nur feministische Parolen. Familie wird betrachtet als Machtfaktor, als Objekt von Einfluss, als Instrument einer Gesellschaftspolitik. Dieses Funktions-Denken liegt der neuen Familienpolitik zugrunde. Familie, die Institution Familie, ist nicht mehr Ziel einer Politik, sie besteht nicht mehr aus sich selbst, geht nicht mehr jeder staatlichen Autorität voraus, sondern sie unterliegt – so soll es künftig sein – der staatlichen Verfügungsgewalt. Sie

formiert und ersetzt durch das unter Renate Schmidt konzipierte Elterngeld. Es zahlt zwölf Monate Lohnersatz. Früher erhielten geringer verdienende Eltern bis zu 24 Monate Erziehungsgeld. Nun sollen Mütter schneller ins Erwerbsleben zurückkehren – wie es in der Gesetzesbegründung heißt. Das Erziehungsgeld sollte dagegen „als Beitrag zur finanziellen Grundsicherung einer festen Kinderbetreuung durch die Eltern“ dienen und ihre „Erziehungsleistung in der besonders wichtigen Sorge um das Wohl ihrer Kinder in den ersten Lebensjahren“ würdigen. Jetzt sieht man das Kindeswohl in der Krippe gewährleistet. Denn die Betreuung in der Familie solle durch das Elterngeld „keinesfalls zur Norm erklärt werden“, erläutert der 12. Kinder- und Jugendbericht. In dem Bericht ist ferner zu lesen, dass die „Vorstellung von „der ausschließlichen und ununterbrochenen Betreuung“ kleiner



hat keine originären Rechte mehr, sie soll nur Funktionsträger sein im Interesse einer arbeitsmarktorientierten Gesellschaftspolitik. Wahlfreiheit, Subsidiarität, Lastenausgleich – das war gestern. Es handelt sich um einen Paradigmenwechsel politischen Denkens, wie ihn die Republik nach dem Krieg noch nicht erlebt hat. Und die CDU kann sagen: Wir haben mitgemacht.

Die Nachhaltigkeit begann im Jahr 2000. Das von der Regierung Kohl eingeführte Erziehungsgeld wird re-

Kinder „durch eine einzige Bezugsperson, in der Regel durch die Mutter“ von der modernen Bindungstheorie „aufgegeben“ worden sei. Eine nicht belegbare Behauptung. Das Gegenteil gewinnt vor allem im Ausland durch neue wissenschaftliche Ergebnisse in der Hirn- und Bindungsforschung immer mehr Befürworter. In Deutschland dagegen heißt es: „Die Verantwortung dafür, dass Kinder sich positiv entwickeln“ dürfe „nicht einseitig der einzelnen Familie übertragen werden“. Das 2008 verabschiedete „Kinderförderungsgesetz“

(KiFöG) zieht aus diesen Erkenntnissen die praktische Konsequenz: Demnach „ist ein Kind, das das dritte Lebensjahr noch nicht vollendet hat, in einer Kindertageseinrichtung oder in Tagespflege zu fördern, wenn diese Leistung für seine Entwicklung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit geboten ist“. Begründet wird dies mit dem Anspruch des Kindes auf „frühkindliche Förderung“. Krippen und Kitas ergänzen nicht die elterliche Erziehung, sondern gelten somit als unerlässlich für die Sozialisation der Kinder. Aus dieser Perspektive macht die Zahl von 750.000 Betreuungsplätzen Sinn – außerfamiliäre Betreuung soll von frühesten Kindesbeinen an zur Regel werden. Und Vater Staat wacht darüber.

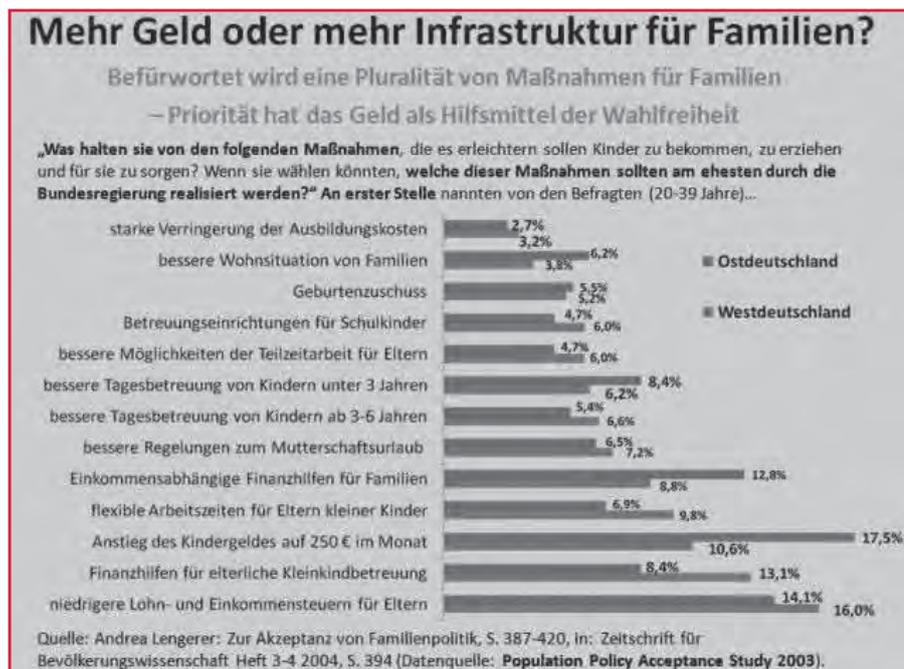
Eine weitere Lieblingsidee der Strategen im Familienministerium sind in diesem Zusammenhang „Gut-

Weg vom Christlichen, weg vom Ordo-Liberalen (stattdessen Dirigismus – siehe Kindergartenpflicht im Wahlprogramm der CDU) und weg von bildungsbürgerlichen Idealen (stattdessen „one-size-fits all“, für alle das gleiche, in der Kindererziehung). Im offiziellen Monitor Familienforschung Ausgabe 12, Stuttgart 2007 ist zu lesen: „BMFS-FJ und BMF sollten in Gesprächen mit Ländern und Kommunen für eine ernsthafte Prüfung einer gutscheinbasierten Förderung insbesondere im Bereich frühkindlicher Förderung werben“. [...] Es soll aufgezeigt werden, wo Gutscheine sinnvoll als Unterstützung für Familien eingesetzt werden können, insbesondere wenn es um Förderung und Betreuung der jüngsten Familienmitglieder geht. [...] Nach Auszahlung des Geldbetrags kann nicht nachverfolgt werden, ob dieser zweckbestimmt ausgegeben wird oder nicht“. Zitat

bringt positive Einnahmeeffekte für die öffentliche Hand, Mehreinnahmen in den Sozialversicherungen und zusätzliche Steuereinnahmen.“

Auch die Kanzlerin unterstützt die Gutscheineideologie. In einem Interview mit der Feministenzeitschrift *Emma* hat sie sich noch kurz vor der Wahl dafür ausgesprochen, statt des Betreuungsgeldes, das eh nur für 2013 in Aussicht gestellt wird, den Eltern Gutscheine zu geben, damit sichergestellt sei, dass das Geld für (staatlich vordefinierte) Musikurse und anderes ausgegeben werde. Hier kommt ein Misstrauen gegenüber den Eltern zum Ausdruck, das unerträglich wird. Warum gibt man den Politikern nicht Gutscheine oder den Journalisten für ihre Leistungen? Auch diese Haltung entspricht keineswegs den Wünschen der Bevölkerung.

Es geht bei den Fragen um Gutscheine oder Betreuung nicht um Wirtschaft oder Konsum. Geld hat auch mit Freiheit zu tun. Geld ist geprägte Freiheit, sagt Dostojewski und Paul Kirchhof führt in seinem Buch *Das Gesetz der Hydra – Gebt den Bürgern ihren Staat zurück* aus: „Geld ist eines der großartigsten Werkzeuge zur Freiheit, die der Mensch je erfunden hat. [...] Das Geldeigentum sichert individuelle Existenz und stützt persönliche Freiheit, befähigt den Eigentümer zum Tausch seines Geldes gegen die von ihm ausgewählten Güter. Das Sozialhilferecht gibt dem Bedürftigen deshalb grundsätzlich Geld und nicht nur Sachgüter, behält ihm damit die freie Entscheidung zur Nachfrage nach eigenem Belieben vor. Würde die Sozialbehörde dem Bedürftigen Nahrungsmittel und Kleidung zuteilen, würde sie den Konsum des Empfängers bevormunden. Geld hingegen überlässt ihm die Kaufentscheidung und vermittelt damit Freiheit.“ Auch der neoliberale August von Hayek sah diesen Zusammenhang. Er meinte, die zwei grundlegenden Institutionen eines freiheitlichen Systems seien das private Eigentum und die Familie. In der Tat: In der Familie entsteht das Bewusstsein für Liebe, mithin für Solidarität, in der Familie lebt man auf der Grundlage des Vertrauens, mithin der Ehrlichkeit und Wahrheit. In der Familie lernt man



scheine“. Mit Gutscheinen lässt sich wirksam steuern: Gutscheine einlösen kann man nur für staatlich vordefinierte Angebote. Eine individuelle Förderung von Kindern nach spezifischen Präferenzen (z. B. Vorliebe für eine bestimmtes Musikinstrument) ist dann kaum mehr möglich, statt dessen müssen die Gutscheine für „Massenangebote“ (Krippenplätze, Musikschulkurse etc.) eingelöst werden. Das entspricht dem anti-bildungsbürgerlichen Zug der neuen Politik. Und für die CDU bedeutet das einen dreifachen Kulturbruch:

Ende. Der Gutschein ersetzt in gewisser Weise den Blockwart. Und steuert die Erwerbsarbeit, denn es heißt weiter: „...Es lässt sich gezielt die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit beider Elternteile unterstützen, wenn sich die Gutschein Höhe für eine Kindertagesbetreuung an der Anzahl der Arbeitstage der Eltern orientiert. Kinderbetreuungsgutscheine unterstützen die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben unmittelbar, weil sie strukturelle Änderungen herbeiführen.[...] Höhere Frauenerwerbstätigkeit wird damit gefördert. Das

mein und dein, mithin den Sinn von Eigentum und Privatheit. Es geht um eine freiheitliche Gesellschaft. Die fängt in der Familie an. Wer sie instrumentalisiert, der treibt die Gesellschaft zurück in die Barbarei einer menschenfeindlichen Ideologie.

Was haben die Ideologen im Familienministerium nun vor? Sie werden bleiben, ganz gleich wie die nächste Regierung aussieht. Sie werden weiter die Möglichkeit für die Eltern einschränken, privates Eigentum zu bilden. Sie werden ihnen weiter die Zeit verknapfen, Beziehung aufzubauen und zu pflegen. Sie werden weiter die wirtschaftliche Basis von Familien schmälern und die Zeitfenster für Familienleben einengen. Sie führen sie weiter in „Zeitgefängnisse“, wie man mittlerweile im familienpolitischen Diskurs in angelsächsischen Ländern klagt. Das ist die Linie.

„Die subsidiäre Verantwortung des Staates bezieht sich [...] nicht darauf, das Wohl und die Erziehung des Kindes zu optimieren, d.h. sie den Eltern immer dann aus der Hand zu nehmen, wenn die Erziehung nach Auffassung der Behörden bei anderen Personen besser wäre als bei den Eltern. Fast allen Eltern müssten dann die Kinder weggenommen werden, denn wer erzieht schon seine Kinder so, dass jemand anderes sie nicht vielleicht noch besser erzöge? Aufgabe des Staates kann es nur sein, die Unterschreitung bestimmter Minimalforderungen, die sich aus der Menschenwürde des Kindes ergeben, zu verhindern und tätig zu werden, wenn diese gefährdet sind“.

Robert Spaemann

All das geschieht unter dem Mantel freundlicher Formulierungen. In der Mediengesellschaft spielt die Semantik des neuen Diskurses eine Schlüsselrolle, ganz nach dem Konzept der kulturellen Hegemonie des italienischen Marxisten Antonio Gramsci, des Mitbegründers der kommunistischen Partei Italiens, dessen Thesen seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zunehmend Einfluss gewinnen in der theoretischen Debatte

der Linken. Er geht von der gesellschaftsformenden Kraft eines modernen Marxismus durch das Wort, durch die Kultur aus, und das erleben wir heute. Ganz allgemein haben die Begriffe und Schlagworte des neuen familienpolitischen Diskurses einen angenehmen Klang. „Starting strong“, „Babies and Bosses“, „nachhaltige Familienpolitik“. Ein „Memorandum Zeit für Familie“ gaukelt vor, dass die neue Politik innerfamiliären Beziehungen Raum lässt; ständig ist von „mehr“ die Rede, sei es mehr Frauenerwerbstätigkeit, mehr Gleichstellung und Gerechtigkeit, mehr Väterbeteiligung, seien es mehr Geburten oder mehr Betreuungsplätze oder gleichzeitig mehr von allem. Positiver Zuwachs wird suggeriert und durch beständige Wiederholung zum Mainstream gestylt. Das Mehr gilt als Maßstab für Nachhaltigkeit, gemessen und bejubelt wird die Geburtenquote – solange die Zahlen das hergeben. Rückschläge (aus dem Statistischen Bundesamt) werden relativiert oder ganz ignoriert oder durch Gutachten und Expertisen überlagert. Gern werden internationale Vergleiche der OECD und der EU herangezogen, zwei Institutionen, die durch einen intensiven Austausch von Gender-Netzwerken den Paradigmenwechsel pflegen und sich gegenseitig fördern. So war es bis vor kurzem üblich, auf skandinavische Modelle wie Schweden zu verweisen. Seit sich herumspricht, dass Schweden, Finnland und Norwegen ein Betreuungsgeld für die häusliche Betreuung der Unterdreijährigen anbieten, ist fast nur noch von Dänemark die Rede. Dass auch in Dänemark nur eine Minderheit der Bevölkerung die Vollzeitwerbstätigkeit von Müttern mit Vorschulkindern befürwortet und das von Soziologen so genannte „1,5-Verdiener-Modell“ mit einer Teilzeit erwerbstätigen Mutter das Ideal der Mehrheit ist, wird allerdings verschwiegen.

Weitergehende Pläne für die kommende Legislaturperiode befassen sich mit der „Reform“ (de facto Abschaffung) der Kinderfreibeträge, der „Reform“ (dito) des Ehegattensplittings und mit dem Konzept von „Familienzeitkrediten“. Hier darf man mit neuen Expertisen der OECD oder anderer Institute sowie mit Kampagnen von Arbeitgeberverbänden rech-

nen, die ein natürliches Interesse an jungen Frauen (in der Regel gut ausgebildet, statistisch um 22 Prozent billiger, verantwortungsbewusster, mithin mit geringerer Fluktuationsneigung) haben, weil der demographisch und bildungspolitisch bedingte Mangel an Fachkräften auch über die MINT-Berufe hinaus bald spürbar werden wird. Kinder sollen diese Frauen auch haben, aber spätestens nach einem Jahr „sind“ diese Kinder in Kitas zu fördern (KiFöG). Die Förderansprüche der Gesellschaft werden gegen das Elternrecht zur Erziehung ausgespielt und durch wirtschaftliche Zwänge durchgesetzt.

Familienpolitik ist Querschnittspolitik, sie durchzieht fast alle Politikfelder. Deshalb greift die Staats-tätigkeit zunehmend auch in private Lebensbereiche ein, insbesondere in die Gestaltung der Lebenszeit. Es geht bei der neuen „nachhaltigen Familienpolitik“ um einen Abschied von einer subsidiären Gesellschaftsordnung, die auf dem Vorrang von Familie, kleinen Einheiten und der Privatinitiative gründet. Es geht bei der neuen Politik um das Leitbild des Leviathan, das Bürgertum verstummt. Der Widerstand in den Unionsreihen gegen diesen radikalen Wandel ließ sich durch kleine Kompromisse (Sockelbetrag und zwei zusätzliche Partnerschaftsmonate beim Elterngeld, Betreuungsgeld für Eltern, die keinen Platz in der Krippe beanspruchen) relativ leicht besänftigen. Das lässt sich wohl dadurch erklären, dass die Bundeskanzlerin, deren ostdeutsche Sozialisation in Gleichstellungsfragen sich zugunsten der neuen Familienpolitik niederschlug, ihre Ministerin bedingungslos unterstützte und dass ferner der neue Diskurs aus der rotgrünen Ära über die Parteigrenzen hinweg wirkmächtig war – er fand sich im Leben nicht weniger Abgeordneter und Medienleute wieder.

Es ist übrigens erstaunlich, dass die Institutionen, die für Wertestiftung und Geist, für Familie und Freiheit in gewisser Weise zuständig sind, nämlich die Kirchen, in diesen Fragen so blass daherkommen und nicht mit mehr Verve und Leidenschaft die Familie, „den Kern aller Sozialordnung“ (Benedikt XVI.) verteidigen. Hat auch bei ihnen Gramsci schon obsiegt? □

Ein Leben ist 15,- Euro wert

Am 12. September 2009 wurde der Manager Dominik Brunner aus Ergoldsbach/Niederbayern am S-Bahnhof München-Solln von drei Jugendlichen zu Tode geprügelt, weil er sich schützend vor Kinder gestellt hatte.

Zeitungen mit Überschriften „Es ging um ganze 15,- Euro“ (Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ), 15. September 2009), „Bayern verneigt sich vor dem Helden von Solln“ (AZ, 17. September 2009) berichteten u.a. über den Vorgang.

Bei der Frage, ob die Gewalttaten zunehmen, wiegelt die Polizei ab und verweist auf die Statistik. Danach gab es 2008 rund 107.000 Straftaten in München, davon waren 3.950 Gewalttaten. Gegenüber dem Vorjahr 2007 habe die Zahl der Straftaten um 3,3% abgenommen. Was diese Statistik nicht sagt, nennt Sabrina Hoops, Experte für Jugendkriminalität beim Deutschen Jugendinstitut in München: „Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Gewalttaten z.T. brutaler werden“. Die Art der Gewalttaten habe sich im Langzeitvergleich „deutlich gewandelt“. Der Sicherheitsreport 2008 sagt: „Mit fast vier Fünftel der Gewalttaten schlagen mittlerweile die gefährlichen/schweren Körperverletzungen zu Buche. 1999 waren es noch zwei Drittel“.

Was ist zu tun? Der Leitartikler der AZ vom 17. September 2009 Walter Roller nennt fünf Punkte:

- Keine höheren Strafen, aber stärkere Ausschöpfung des bestehenden Strafrahmens.
 - Mehr Videoüberwachung in Risikozonen. Das erleichtere die Aufklärung.
 - Mehr Sozialarbeiter.
 - Mehr Polizeipräsenz auf den Straßen.
 - Offen reden über gesellschaftliche Ursachen, das Versagen von Elternhäusern, das Auseinanderbrechen einst intakter sozialer Strukturen, die Neigung zum Wegsehen.
- Der letzte Punkt ist derjenige, über den es sich lohnt, weiter nachzudenken. Über die „Neigung wegzusehen“ und den Mangel an Zivilcourage ist schon viel gesagt worden. Nicht aber über die „gesellschaftlichen Ursachen, das Versagen von Elternhäusern

Auf dem Prüfstand

ern und das Auseinanderbrechen einst intakter sozialer Strukturen“. Mit letzterem ist wohl die Familie gemeint.

Wenn die Medien „Fremdgehen“, Scheidung, Lebensabschnittspartnerschaften ständig als Normalität hinstellen, dürfen wir uns nicht wundern, dass „schwierige soziale Verhältnisse“ entstehen, aus denen Gewalttäter stammen, weil sie Vertrauen, Rücksicht und Verzicht nie gelernt haben. Die Medien sollten sich also zuerst fragen, was sie beisteuern, dass Milieus entstehen, aus denen die Täter kommen.

Bei der Gewalttat in München-Solln ging es nach den Medienberichten um 15,- Euro, um die die Täter die Kinder erpressen wollten. Dafür musste Dominik Brunner sein Leben lassen. Das ist also der Wert, den das Leben für die Täter hatte.

In dieser Gesellschaft werden jährlich über 200.000 ungeborene Kinder „gesetzwidrig aber straffrei“ abgetrieben. In dieser Gesellschaft wird ernsthaft diskutiert, ob Töten auf Verlangen ein Recht auf Selbstbestimmung ist. Diese Gesellschaft und die politisch Verantwortlichen müssen sich fragen lassen, welchen Wert das Leben in ihr hat.

Bemerkenswert ist schließlich das Verhalten von Politikern und Vertretern der Kirchen. Politiker sollten sich fragen, ob eine Gesellschaft, die Gott aus ihrem Leben herausdrängt, human bleiben kann. Diese Frage überfordert offensichtlich die allermeisten Politiker. Auch das ist eine Art von Wegschauen und ein Mangel an Zivilcourage und Feigheit gegenüber der political-correctness. Dostojewski hat einmal festgestellt: „Ohne Gott ist alles möglich“.

Aufgabe von Vertretern der Kirche ist es, die Frage in die Diskussion

einzubringen, ob der beklagenswerte Zustand dieser Gesellschaft auch mit dem Gottesverlust, der fehlenden religiösen Bindung an Gottesgebote zu tun hat. Davon hat man wenig gehört. Bleibt die Frage, ob diese Gesellschaft noch reform- und zukunftsfähig ist.

Hubert Gindert

Ein Riesenproblem für die heutige Gesellschaft

„Die Menschen haben heute keine Leidensfähigkeit mehr“ ist ein Interview überschrieben, das Regina Einig (Die Tagespost, 3.9.2009) mit der Vorstandsvorsitzenden Elisabeth Maskos und der Geschäftsführerin des Sozialdienstes katholischer Frauen in Bayern Monika Meier-Pojda geführt hat.

Im Interview wird deutlich, dass immer mehr Frauen und Männer ihrem Alltag nicht mehr gewachsen sind: „Man wirft alles hin, wenn es nicht funktioniert, wie man es sich vorgestellt hat“. Auf die Frage, woran das liege, antwortet Monika Meier-Pojda: „Die Ansprüche an die Menschen werden immer größer“. D.h. gleichzeitig werden die Ansprüche der Menschen immer größer. Offensichtlich sind die Werbesprüche: „Mach dir das Leben leichter, du lebst nur einmal“ u.a. „in die Breite“ gegangen. Bekanntlich läuft das Leben auf weiten Strecken nicht so, wie wir das uns vorstellen. Und nun steht die Spaßgesellschaft hilflos vor den Herausforderungen eines normalen Lebens.

Was heißt „Leidensfähigkeit“? Es ist die Bereitschaft, etwas durchzustehen, was Anstrengung, Verzicht und Opfer kostet. In der Sprache des Christentums heißt das „sein Kreuz tragen“. Ohne diese „Leidensfähigkeit“ wird ein ordentlicher Schulabschluss, die berufliche Ausbildung, das Durchstehen von Schwierigkeiten in der Ehe, die Bereitschaft, Kinder zu wollen und zu erziehen, zur Zumutung und zum Problem. Eines ist sicher, ohne „Leidensbereitschaft“ hat Jesus keine Jünger – „wer mein Jünger sein will, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ – und die Gesellschaft keine Zukunft.

Hubert Gindert

Wie ist es möglich...?

„Die Sehnsucht einer Konvertitin nach heiligen Priestern“ ist der Titel eines schmalen Bandes, der nun zum Priesterjahr vorliegt; es handelt sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den Frau Gabriele Kuby am 29. Oktober 2003 im Piesterseminar Eichstätt gehalten hat (Fe-Medien Verlag ; D-88353 Kisslegg 2008; ISBN 978-3-939684-42-8). Daraus der folgende Abschnitt:

Sünden kann der Priester nur vergeben, wenn es Menschen gibt, die ihre Sünden erkennen. Dazu bedarf es einer Verkündigung, die in den Menschen die Sehnsucht nach dem ewigen Leben nährt und nicht verschweigt, was Jesus den Menschen sagt:

„Da fragte ihn einer: Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden? Er sagte zu ihnen: Bemüht euch mit allen Kräften, durch die enge Tür zu gelangen; denn viele, sage ich euch, werden versuchen hineinzukommen, aber es wird ihnen nicht gelingen“ (Lk 13,23-24).

Darf man den Menschen sagen, ihr Weg führte in den Himmel, wenn es sein kann, dass er in die Hölle führt?

Es bedarf einer Verkündigung, einer Katechese und eines Vorbilds, welche die Menschen in eine lebendige Liebesbeziehung zu Jesus und Maria führen. Dann erfährt man die Sünde als Verletzung der Liebe zu Jesus und als Schmerz im eigenen Herzen. Wer diesen Schmerz fühlt und bereut, der eilt zur Beichte, um sich Vergebung schenken zu lassen.

Ohne Selbsterkenntnis keine Heiligkeit, das bezeugen die Heiligen, die es wissen müssen. Wie wunderbar, dass ich mich anschauen und annehmen kann, wie ich wirklich bin, denn ich darf darauf vertrauen, dass die Barmherzigkeit Jesu größer ist als jede Sünde. Ein Priester, der aus der Barmherzigkeit Gottes lebt, durch den kann Christus das Herz des Menschen berühren.

Wenn wir glauben, dass es ein Gericht geben wird, dann glauben wir, dass im Feuer des Liebesblickes Gottes alles offenbar wird, jede Lüge, jede Begierde, jede Untreue. In der Beichte stellen wir uns schon jetzt in diesem irdischen Leben in den Liebesblick Jesu. Sie ist eine beständige Vorbereitung auf das Gericht. Wie ist es möglich, dass das Sakrament der Versöhnung mit Gott in der Kirche brachliegt?

Die apostolische Form des Lebens

Prälat Mario Marini, geb 1936 in Cervia/Italien, war nach der Priesterweihe zunächst Missionspriester in Mexiko. Papst Paul VI. holte ihn an die Kurie in Rom;

Zeit im Spektrum

er arbeitete dort im Staatssekretariat und in der Kongregation für den Klerus; seit 1997 ist er Untersekretär der Kongregation für den Gottesdienst. – In einem nun in deutscher Sprache vorliegenden Buch erklärt er den priesterlichen Zölibat als „die apostolische Form des Lebens“ (Fe-Medien-Verlag; D-88353 Kisslegg 2009; ISBN 978-3-939684-50-3). Der Bischof von Eichstätt, Gregor Maria Hanke OSB, hat dazu ein Vorwort geschrieben. Daraus die folgenden Zeilen:

Medien haben immer wieder durch Befragungen und durch Verbreitung von Kritik am Zölibat versucht, die Berechtigung des priesterlichen Zölibates an die öffentliche Meinung und deren Fassungskraft zu koppeln. Mitunter wirkt die Berichterstattung so, als ob man einer in Not geratenen Berufsgruppe zu Hilfe eilen und sich für deren Rechte engagieren müsse.

In Zeiten einer breit etablierten Volkskirche und ganz anderer soziologischer Rahmenbedingungen war die zölibatäre Lebensform weniger hinterfragt. Heutzutage jedoch schließen sich viele unreflektiert der Meinung an, angesichts veränderter Zeitverhältnisse sei diese Lebensweise nicht mehr ohne weiteres zumutbar. Die Versuchung, den Zölibat aufgrund des fehlenden Verständnisses der Gesellschaft als überholt zu erklären, wurde in der jüngsten Diskussion auch da und dort innerkirchlich spürbar. Doch hier ist die Frage entgegenzusetzen, ob nicht gerade die schwierigen Rahmenbedingungen von heute die ursprüngliche Provokation wieder viel deutlicher machen, die dem Ruf des Evangelium in die Nachfolge Jesu anhaftet. Jesus rief und ruft in seinen Dienst, damit derjenige, den er sendet, ihm ähnlich wird und seine Existenzweise annimmt. Das schließt aus, sich dem Mainstream der Gesellschaft anzupassen. Nachfolge als

Gesandter des Herrn impliziert eine Lebensweise nach Jesu Vorbild. Nachfolge will eine Kontrastgesellschaft, deren Mitte die Torheit des Kreuzes ist.

Jüngerschaft beruht nicht auf Weisheit der Welt, auf Politik und Funktionswesen, sondern auf Mystik, das heißt auf Einswerden mit dem Herrn. Und wer sich für den Zölibat entschieden hat, will als ein dem Herrn geweihter „Dienstmann“ sich seiner Existenzweise angleichen. Diesen vom Herrn vorgelebten Weg des Verzichtes auf Ehe und Geschlechtlichkeit kann man nur im Glauben ergreifen. Und allein vom Glauben erfüllte Menschen werden diesen Weg verstehen.

Zur Krise deutscher Staatstheologen

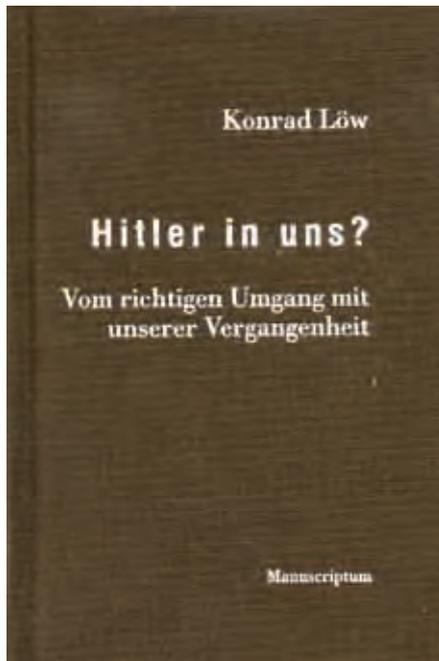
In „Theologisches“ äußerte sich der Dogmatiker Prof. Dr. Johannes Stöhr unter dem Titel „Selbstqualifikation? – Zur Krise deutscher Staatstheologen“ zu einem schon lange währenden Missstand. Aktueller Anlass: die öffentlichen „Erklärungen“ einzelner Theologen wie auch theologischer Fakultäten zum Verhalten des Papstes gegenüber den Bischöfen der Pius-Bruderschaft („Theologisches“ 7/8-2009, Sp.245 ff; Verlag nova & vetera, Bataverweg 21, D-53117 Bonn). – Prof. Stöhr kommt zu dem Schluss:

Die Krise insbesondere bei den „Staatstheologen“ der deutschen Universitäten kann nur überwunden werden, wenn die „prompta voluntas“, die Liebe zur geglaubten Wahrheit gestärkt und die Berufung des Theologen zuerst darin gesehen wird, dass er Zeuge des Glaubens ist. Zum Glauben wie der daraus folgenden Glaubenswissenschaft gehört ein innerer Wesensbezug zur Gemeinschaft der Glaubenden, d.h. zur Kirche (...)

Es bleibt eine offene Frage, wie unkirchlich eingestellte, wissenschaftlich und menschlich unzureichend qualifizierte Dozenten auf theologische Lehrstühle gelangen und dort lange Jahre unbeanstandeten dozieren konnten. Das berührt auch die Berufungskommissionen und Fakultätskollegen, ja auch die deutsche Glaubenskommission. Die deutschen Bischöfe haben das seit langem bestehende Problem derartiger Selbstqualifikation noch aufzuarbeiten (...)

Die langdauernde Gefährdung von Berufungen zum Priestertum (oder auch zu qualifizierten Religionslehrern) sollte gerade im Jahr des Priesters sehr ernst genommen – und nicht auf Kommissionen verlagert werden. (...) Die schon vor vielen Jahren vorgelegten „Überlegungen für die deutsche Bischofskonferenz zur Zukunft der theologischen Fakultäten“ (in: Michael Müller, Marsch auf Rom, Aachen 1993, S.225 ff) haben nichts an Aktualität verloren. (...)

Konrad Löw: Hitler in uns? Vom richtigen Umgang mit unserer Vergangenheit. Manuscriptum Verlagsbuchhandlung Thomas Hoof Leipzig, 2009, ISBN 978-3-937801-48-3; Euro 7,80. 64 Seiten.



Jeder Student der Geschichtswissenschaft lernt zwar schon im ersten Semester, dass Geschichte so darzustellen sei, wie sie abgelaufen ist – und nicht wie man sie haben möchte, oder wie der Anpassungsdruck einer herrschenden Meinung es verlangt. Dieses Wahrheitsgebot wird gerade bezüglich der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts leider weithin nicht beachtet. Dies belegt Professor Löw in seiner Schrift anhand von Beispielen, und er benennt auch die Gründe für diesen bedauerlichen Zustand. In einer Studie aus dem Jahr 2007 heißt es beispielsweise, alle Deutschen seien angesichts der Judenverfolgung schuldig geworden. Hier sind alle Unbeteiligten, alle Unwissenden und alle Nachgeborenen pauschal mit eingeschlossen. Die vielen Deutschen, die unter Lebensgefahr Widerstand geleistet haben und Verfolgte gerettet haben, sind von der Verurteilung nicht ausgenommen. Ihr vorbildhaftes Handeln ist dem Vergessenwerden überantwortet. Dieses Geschichtsbild entspricht weder dem geschichtswissenschaftlichen noch dem biblischen Wahrheitsgebot „Du sollst kein falsches Zeugnis geben.“ Die Schrift hat das handliche Format eines Reisepasses. Sehr zu empfehlen.

Eduard Werner



nehmen Erzbischof Robert Zollitsch („Freiheit fordert uns“) und Erzbischof Reinhard Marx („Worauf kommt es an?“) Stellung.

Mit diesem Band hat der Benno-Verlag einen über die Tagespolitik und die aktuelle Wirtschafts- und Finanzkrise hinausreichenden Text gebracht, der eine aufmerksame Lektüre verdient.

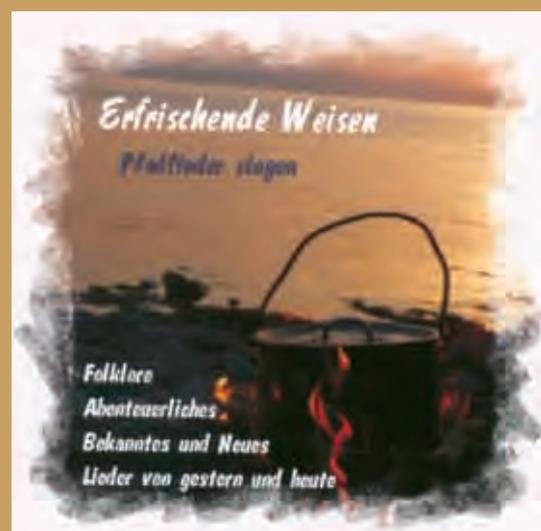
Hubert Gindert

Justinus C. Pech: „Freiheit & Verantwortung - Wegweisungen in Zeiten der Wirtschaftskrise“. Benno-Verlag, Leipzig, S. 198, ISBN 978-3-7462-2740-5, Preis: Euro 9,90 (D), Euro 10,20 (A), sFr 17,90

Der Benno-Verlag, Leipzig legt mit dem Titel „Freiheit & Verantwortung – Wegweisungen in Zeiten der Wirtschaftskrise“ einen Sammelband vor, in dessen Mittelpunkt die neue Sozialenzyklika Papst Benedikt XVI. „Caritas in veritate – Liebe in der Wahrheit“ steht. Die Enzyklika ist „eingerahmt“ durch einige Beiträge: Die Bedeutung des Gewissens im wirtschaftlichen Handeln (Fr. Justinus C. Pech OCist), „Zwischen Gier, Demut und Vertrauen“ (Sr. Jordana Schmidt OP), „Die Bedeutung der inneren Quelle für einen neuen Geist in der Wirtschaft“ (P. Anselm Grün OSB) und „Wahrheit in der Liebe – ein grundsätzliches Schreiben“ (Fr. Justinus C. Pech OCist). Direkt zum Text der Enzyklika

Pfadfindergesang für alle

Wer will sich von jugendlicher Frische und katholischer Lebensfreude begeistern lassen? Eine Möglichkeit dazu bietet die CD „Erfrischende Weisen“. Sie fasst die 23 besten Titel aus Musik-Wettbewerben zusammen, die jährlich von katholischen Pfadfindern in Neu-Ulm durchgeführt werden. Herausgekommen ist eine bunte Mischung von deutschen wie internationalen Stücken (The Cowboy's Dream, Stenka Rasin) und Neukreationen bis hin zu Beispielen jüdischer Tradition wie „Sag nicht keimol“. Die CD, deren Erlös zu 100 Prozent der katholischen Pfadfinderarbeit zugute kommt, kostet 12,00 Euro und ist erhältlich über Profiakquise Dr. Langhans GmbH in Ulm: pfadfindergesang@profi-akquise.de, Fax. 0731 9310601.



Leserbrief zu Daniel Deckers: Enthaltung (FAZ vom 19.8.2009)

Dass Benedikt XVI. nun auch im Jubiläumsjahr der Wiedervereinigung 2010 keinen Staatsbesuch in Deutschland machen wird, erklärt Daniel Deckers einseitig mit Eigenschaften des Pontifex: Der reise eh nicht gern und sei „als Papst noch weniger Deutscher, als die Deutschen noch Papst sind“; Johannes Paul II. „hätte sich auch im hohen Alter nicht zweimal bitten lassen, mit seinen polnischen Landsleuten eine solch historische Stunde zu teilen.“

Das klingt fast so, als sei Joseph Ratzinger ein Stubenhocker und „vaterlandsloser Geselle“. Die naheliegendste Erklärung für die Zurückhaltung des Papstes – der sein Heimatland zweimal besuchte und bei Visiten in Nachbarstaaten viele Deutsche traf – erwähnt Deckers nicht: Die antipäpstliche Stimmungsmache vom Februar und März

2009 unter Beteiligung von Kanzlerin und Ministerpräsidenten hat nicht nur viele deutsche Katholiken verletzt und nachhaltig verärgert, sondern auch in Rom Irritation hinterlassen. Benedikt XVI. selbst zeigte sich betrübt über die „sprungbereite Feindseligkeit“, die anlässlich eines innerkirchlichen Gnadenaktes über ihn hereinbrach. Aus keinem Land des christlichen Kulturkreises ist dem filigranen Startheologen – schon als Kardinal – soviel Unverständnis, Verächtlichmachung und Wut entgegen geschlagen wie aus seinem Vaterland. Während sich Schwedens Regierung jede Verurteilung des Artikels einer schwedischen Zeitung verkneift, die schlimmste antisemitische Klischees verbreitete, sah Frau Merkel durch die bloße Aufhebung einer Exkommunikation „die deutsche Staatsräson“ tangiert, weil ein beteiligter „britischer Kryptobischof aus der argentinischen Pampa im schwedischen Fernsehen“ (Heinz-Joachim Fischer) den Holocaust relativiert hatte. Noch dazu brachte die Christdemokratin es fertig, das katholische Kirchenoberhaupt en passant bei ihrer Pressekonferenz mit einem asiatischen Diktator zu maßregeln. So dumm muss sich ein Papst nicht anrempeln lassen, um ein Jahr später – ohne dass eine öffentliche Entschuldigung die Sache

bereinigt hätte – womöglich mit dieser „Staatsfrau“ zur Nationalfolklore durch das Brandenburger Tor zu schreiten.

Doch nicht nur dilettantisches und anmaßendes Politikergebaren hat den Staatsbesuch des ersten deutschen Papstes seit Jahrhunderten vermässelt. Auch der in die Bedeutungslosigkeit driftende deutsche Katholizismus hat einen weiteren Besuch des geistlichen Oberhauptes von einer Milliarde Menschen nicht verdient. Statt des Papstes Gnadenakt einer uninformierten Öffentlichkeit differenzierend zu erklären und die Massenaufgeregtheit zu versachlichen, übten sich Katholisch-Theologische Fakultäten in einem Überbietungswettbewerb der Papst-Belehrung und der Unterstellungen. Das deutsch-katholische Funktions-Juste Milieu klatschte Frau Merkels nachgeschobenen Rechtfertigungsfloskeln in Katholischen Akademien artig Beifall, statt sie für ihre diplomatische und kirchenpolitische Grenzüberschreitung kritisch zur Rede zu stellen. Und ein Großteil der Bischöfe duckte sich weg. So werden die katholische Weltjugend (2005) und die bayerische Volksfrömmigkeit (2006) wohl die einzigen Fluiden bleiben, in denen eine persönliche Begegnung eines deutschen Papstes mit seiner Heimat noch möglich war.

Dr. Andreas Pittmann,
Am Rheindorfer Ufer 6, 53117 Bonn



P. Anselm Günthör OSB: Glaube und Vernunft, Gegensätze oder Verbündete auf dem Weg zu Gott; fe-medienverlag, Kisslegg, S. 64, ISBN 978-3-939684-59-6, 3,95 Euro
Wir leben in einer dramatischen Situation der Glaubenskrise und des Glaubensschwundes im ehemals christlichen Abendland. Der Benediktiner und Moraltheologe P. Anselm Günthör befasst sich in diesem Buch mit Denkweisen und Weltanschauungen, die vom Glauben wegführen und zeigt geistige Haltungen auf, die offen sind für die Wahrheit des christlichen Glaubens.



Kongress: „Freude am Glauben“ Mit einer starken Kirche die Gesellschaft erneuern 11. – 13. September 2009 in Aschaffenburg

Immer deutlicher treten in unserer Gesellschaft die Folgen der in den letzten Jahrzehnten stattgefundenen konsequenten Abwendung von den christlich-abendländischen Werten zutage. Vor dem Hintergrund einer weltweiten Wirtschaftskrise und den moralisch-kulturellen Veränderungen in heutiger Zeit bedarf es daher einer starken Kirche, die selbstbewusst die Botschaft Jesu Christi als Alternative und Ausweg vertritt.

Der Kongress steht unter dem Motto: „Mit einer starken Kirche die Gesellschaft erneuern“. Eine „neue“ vage und diffuse Religiosität hilft uns nicht weiter. Nur die Kirche mit ihrer konkreten Botschaft gibt uns Orientierung und echte Hilfen.

Neben dem Beitrag auf dieser CD gibt es noch viele weitere interessante Vorträge vom Kongress „Freude am Glauben“ auf CD.

Bestellen können Sie diese bei: Angelika Meigel
Weiherweg 70, 76661 Philippsburg - Huttenheim
Mail: ak-medienapostolat@online.de



Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“
siehe Heft 1/2009, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 26.10.2009, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Klotten: 13.10.2009, St. Maximinus, Fatimagebetsabend, Beginn 19.00 Uhr, mit Ro.kr. und Beichte, Lichterprozession, feierl. Hochamt; Hinweise: 02671-3391

München: St. Peter
Katechese „Christliche Denkanstöße für ein Leben im Glauben heute ...“
02.10.2009, mit Pfarrvikar Peter Duswald, 17.25 Uhr Ro.kr., 18.00 Uhr Herz-Jesu-Amt, anschl. Katechese, Auss. d. Allerheiligsten u. Beichtgel. 20.00 Uhr Euchar. Seg. Hinweise: 089/2716814

Nächtliche Anbetung in Oberhaid:
10./11.10.2009, 19.30 Uhr, Anbetung, Beichtgel., 21.00 Uhr, hl. Amt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr. Lat. Choralamt, Ende ca 2.00 Uhr

Wietmarschen: 03.10.2009, 15.30 Uhr Ro.kr. andacht i. St. Matthiasstift, anschl. hl. Messe in der Wallfahrtskirche; Hinweis: 05921-15291

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- H.H. Pater Canisius Friedrich
Casilla 176
Potosi, Bolivien
- Prälat Dr. Wilhelm Imkamp
Maria Vesperbild
Schallensbacherstr. 4
86473 Ziemetshausen
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Nathanael Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin

10.10.2009 Gebetszug, 1000 Kreuze für das Leben, <http://www.kostbare-kinder.de>

Die NOVA MILITIA IESU CHRISTI lädt ein zum Herbstkonvent 2009 nach Murg in der Schweiz vom 09.10. bis 11.10. 2009. Diese Veranstaltung der Christusritter dient besonders der religiösen Weiterbildung. Ferner findet eine Investitur am Samstag, 10.10.2009 während eines Versper-Gottesdienstes statt. Die Tagung findet im Bildungs- und Weiterbildungszentrum Neu - Schönstatt statt. Hinweise: Herbert Heek, 0234-490731

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Augsburg:
25.10.2009, Kaufering, Thomas-Morus 14.00 · Rosenkranz in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt 14.30. P. Steevan und P. Thomas: Vortrag und Übung. Christliches Ashram – Möglichkeiten und Grenzen im interreligiösen Dialog; Hinweise: Tel. 08191-22687

Mainz:

10.10.2009, 15:45 Uhr, Aula der FH für Ingenieurwesen, Holzstr./Ecke Rheinstr. Mainz; Pfr. Dr. Hans Martin Lochner: Sterben und was kommt danach; 18:15 Uhr Marienkirche, hl. Messe; Hinweise: 06725-4556

München:

27.10.2009, 19.00, Hansa Haus, Brienerstr. 39, Prälat. Prof. Dr. Helmut Moll: Die Märtyrer des Erzbistums München und Freising in der NS-Zeit; Tel. 089-605 732

Trier:

04.10.2009, 15:00 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter; Thomas Schührer: Weg zur Freude durch lebendigen Glauben. zuvor 14:30 Uhr euchar. Andacht i.d. Kirche d. Weißen Väter; Hinweise: 06831-41816

Liborius Wagner-Kreis Würzburg:

18.10.2009, Wallfahrt zum Grab des seligen Liborius Wagner, 15:00 Uhr Beginn der Wallfahrt /Ortsausgang Hirschfeld, 16:00 Uhr Andacht mit Predigt in der Pfarrkirche Heidenfeld, 16:45 Uhr, Begegnung im Pfarrsaal; Hinweise: Tel. 06022-20726

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Oktober 2009



1. dass sich die Christen am Sonntag um den Altar versammeln, um den Auferstandenen in der Eucharistie zu feiern.

2. dass das ganze Volk Gottes den Auftrag Christi, allen Menschen das Evangelium zu verkünden, als seinen wichtigsten Dienst erkennt.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Pater Athanasius Gerster – ein Priesterleben in einer Diktatur

Wer sich heute zu Christus und seinem universalen Sittengesetz bekennt, kann Spott und berufliche Nachteile ernten. Wer sich dagegen unter dem Nationalsozialismus und unter dem Kommunismus zu Christus bekannte, riskierte Kopf und Kragen. Ein Beispiel dafür ist das Schicksal des Benediktiners Athanasius Gerster, das im Martyrologium „Zeugen für Christus“ dokumentiert ist. Gerster ist 1877 im südlichen Schwarzwald geboren. Sein erster Beruf war Kaufmann. 1898 trat er in das österreichische Benediktinerkloster Seckau ein, um Mönch und Priester zu werden. Als Hitler bald nach Kriegsbeginn 1939 begann, die meisten Klöster aufzulösen, wurden auch in Seckau die Mönche aus ihrem Kloster vertrieben. Pater Athanasius fand zunächst Aufnahme im oberschwäbischen Kloster Weingarten. Als wenige Monate später auch dieses Kloster aufgelöst wurde, fand P. Athanasius für kurze Zeit Unterkunft in St. Matthias in Trier. Weil dieses Kloster ebenfalls bald beschlagnahmt wurde, kam P. Athanasius über Maria Laach nach Gerleve. Als auch dieses Kloster von den Nazis beschlagnahmt wurde, fand P. Athanasius in dem kleinen Klösterchen Neuburg bei Heidelberg eine bescheidene Unterkunft. Die Vertreibung der Mönche und Nonnen aus ihren Klöstern war eine gezielte Maßnahme Hitlers, um die katholische Kirche ihrer Kraftquellen zu berauben und sie so mittelfristig zu vernichten. Die Vertriebenen mussten ihr Los still ertragen. Sie wussten ja, dass ihnen sonst das grausame

Schicksal in einem Konzentrationslager drohte.

Von Heidelberg aus konnte Pater Athanasius in verschiedenen Landgemeinden als Seelsorger aushelfen. An-



lässlich einer Fahrt mit der Eisenbahn wurde er von Mitreisenden in ein Gespräch über die Hitlerjugend verwickelt. Die dort übliche Erziehung zum Hass auf andere Nationen und Weltanschauungen musste P. Athanasius natürlich ablehnen. Ferner sagte er, dass das Heil für Deutschland weder vom Nationalsozialismus noch vom Kommunismus kommen könne, sondern nur vom praktizierten Christentum. Die beiden ideologischen und religionsfeindlichen Systeme lehnte er gleichermaßen ab. P. Athanasius kannte ja die Feststellung der deutschen Bischöfe von 1932, dass eine Mitgliedschaft in der NSDAP und in der Kirche nicht vereinbar sei. Er kannte auch die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ mit der Papst Pius XI. 1937 den Nationalsozialismus verurteilt hatte. Deshalb

fühlte er sich auch verpflichtet, für die Wahrheit einzutreten. Sein Warnen vor ideologischen Irrwegen und sein Eintreten für das Christentum wurden sofort denunziert, was die Verhaftung zur Folge hatte. P. Athanasius kam in verschiedene Gefängnisse und wurde schließlich wegen angeblicher Wehrkraftzersetzung zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt. Ein kritisches Wort gegen Hitler wagten damals die meisten Menschen nur unter vorgehaltener Hand. Mit seinem offenen Bekenntnis in einer weithin feindseligen Umwelt ist P. Athanasius bewusst in die Kirche der Märtyrer eingetreten. Auf dem Transport in das Zuchthaus Bayreuth wurde er von ebenfalls gefangenen Kommunisten tötlich angegriffen. Da verteidigte der Mithäftling Dr. Eugen Gerstenmaier, der spätere Bundestagspräsident, den hilflosen alten Pater. Am 15. März 1945 starb P. Athanasius an Hunger, Kälte und Misshandlungen im Zuchthaus Bayreuth.

Wie die Apostelgeschichte berichtet, hat der Erzmartyrer Stephanus sterbend den Himmel offen gesehen. Wir können nur hoffen, dass auch P. Athanasius Gerster dieses Glück zuteil wurde. Wir hoffen auch, dass seine Verfolger ihre Schuld erkannt und bereut haben. Das Gewissen des Märtyrers ist jedenfalls unbesiegt geblieben. Im Gedächtnis Gottes bleibt das Gute wie das Böse aufbewahrt – bis zur Belohnung oder bis zur Sühne. George Bernanos schreibt so tröstlich: „Ein paar Sekunden Ewigkeit werden alles wieder in Ordnung bringen.“
Eduard Werner